

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 15.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 90.—
jährlich 192.—

Rückzahlung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich (100)

6. Jahrgang.

Sonntag, 18. Juli 1926.

Nr. 166.

Eine Internationale gegen den Fascismus.

Von Dr. Julius Deutsch, Wien.

„Zur Gründung der antifascisti-
schen Internationale schreibt uns
Genosse Deutsch, der Vorsitzende des
Deutsch-österreichischen Schutzbundes und der
neugegründeten „Internationalen Kommissi-
on zur Abwehr des Fascismus“.

(D. Red.)

Im Anschluß an eine große Kundgebung
der österreichischen Arbeiterchaft, die am 11.
Juli in Wien stattfand, tagte am folgenden
Tage eine internationale Konferenz von Ver-
tretern antifascistischer Wehrverbände. Diese
Konferenz war nicht allein ein demonstrativer
Abschluß der Wiener Festtage, sondern zugleich
der Auftakt zu einer neuen internationalen
Verbindung, der eine bedeutsame Entwicklung
beschieden sein dürfte. Nach einer eingehenden
Beratung der politischen Situation in Europa
wurde der Beschluß gefaßt, eine Interna-
tionale Kommission zur Abwehr
des Fascismus zu gründen, die ihren
Sitz in Wien haben wird.

Der Fascismus ist eine inter-
nationale Erscheinung geworden.

Ueber sein Ursprungsland Italien heraus-
wachsend begegnen wir ihm heute in fast allen
Staaten Europas. Ohne Scheu greifen die be-
stehenden Klassen überall zur Gewalt, wo sich
ihnen die friedliche Belästigung nicht mehr aus-
zuhalten scheint. Die Grundzüge der Demokra-
tie, von denen man einstens so ergreifend zu
schwärmen wußte, werden über Nacht zum
alten Eisen geworfen und übrig bleibt nur
eines: Das Bestreben, sich an der Nacht zu hal-
ten, sich zu behaupten um jeden Preis. Was
schieren sich die bestehenden Klassen um Grund-
sätze, da ihr Höchstes, ihre Klassenherrschaft, auf
dem Spiele steht!

So ist es denn kein Zufall, daß auf einem
bestimmten Punkte der politischen Entwicklung
angelangt, die Gewalt das öffentliche Leben
zu beherrschen beginnt. In Italien wie in Span-
ien, in Ungarn wie in Jugoslawien, in Grie-
chenland wie in Bulgarien, in den lettischen
Ländern wie in Deutschland, ja selbst in Län-
dern mit alter, eingewurzelter Demokratie wie
in England und Frankreich, wenden sich die
bestehenden Klassen von den demokratischen Ide-
alen ab und schwärmen immer begehrteter für
eine Diktatur. Wo die politische Situation es
ermöglicht, würde aus der bloßen Schwär-
merei für die „starke Hand“ gar bald eine sehr
handgreifliche politische Realität.

Was die Arbeiterklasse in den Ländern zu
leiden hatte und noch leidet, in denen die fasci-
stischen Träume der Bourgeoisie zur Reife kom-
men, braucht an dieser Stelle nicht beschrieben
zu werden. Ueber Mord und Totschlag, über
Raub und Diebstahl, über Schändung und Miß-
handlung, über die Mißachtung der bescheiden-
sten Menschenrechte ging der Fascismus
allorts seinen blutbesiedelten Weg.

Die Arbeiterklasse setzte sich zur Wehr.

In einigen Ländern war sie überrumpelt
worden und liegt dort, aus tausend Wunden
blutend, am Boden, aber in einigen Ländern
organisierte sie rechtzeitig den Widerstand. Ins-
besondere in dem kleinen Deutsch-öster-
reich gelang die Verteidigung in besonders
glücklicher Weise. Die deutsch-österreichischen Ar-
beiter begannen den Fascismus mit den ein-
fachen Waffen zu bekämpfen, mit denen er sie be-
drohte. Sie wußten sich nicht, der Gewalt des
Fascismus die Gewalt einer wehr-
haften Demokratie entgegenzustellen.
Sie schufen die ersten Kampforganisationen,
die von wehrhaftem Geiste erfüllt, als eine
organisierte Tatbereitschaft der
fascistischen Reaktion entgegengetreten.

Das österreichische Beispiel machte Schule.
In Deutschland entstand das „Reichs-
banner Schwarzrotgold“, das sich tapfer gegen

Das Kabinett Briand-Caillaux gestürzt.

Die Ermächtigungsgeetze in der Kammer abgelehnt.

Paris, 17. Juli. Das Wolffbüro meldet: Das Kabinett Briand-
Caillaux ist gestürzt. Mit 2-8 gegen 243 Stimmen hat es die Kammer
abgelehnt, in die Einzelberatung der Artikel des Ermächtigungsgeetzes
einzutreten. Der Präsident Doumergue hat die Demission angenommen.

* *

Rededuell Herriot-Briand.

Stürmische Kammer Sitzung. — Briand unterliegt mit 243 gegen 288 Stimmen.

Paris, 17. Juli. (Eigenbericht.) Zu Beginn der heutigen Kammer Sitzung, die über die Er-
mächtigung zur Finanzdiktatur des Kabinetts Briand-Caillaux entscheiden sollte, gab es
eine große Ueberraschung. Herriot hatte den Präsidentensitz verlassen und seinen Kammer-
sitz unter den radikalen Abgeordneten eingenommen. Er meldet sich sofort zu Wort, um den An-
trag seiner Fraktion auf Absegnung der von Poincaré geforderten Ermächtigungsgeetze von
der Tagesordnung zu begründen. Das Haus ist außerordentlich erregt, denn es ereignet sich seit
dem Bestande der Republik erst zum drittenmal, daß der Kammerpräsident während seiner Amts-
zeit auf seine traditionelle Zurückhaltung verzichtet und von seinem Sitz herabsteigt, um eine Re-
gierungsvorlage zu bekämpfen. Herriot wendet sich mit größtem Nachdruck gegen den Regierungse-
kurs und erklärte unter großer Bewegung des Hauses, er werde sein Amt niederlegen, falls
die Vorlage angenommen werde.

Die allgemeine Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als Briand zur Verteidigung seines
Entwurfes das Wort ergreift und auf die Argumente Herriots erklärt, die Regierung müsse bin-
nen 48 Stunden durch die Annahme des Entwurfes ein Vertrauensvotum erhalten, sonst sei
das Land verloren.

Das lebhaft geführte Rededuell zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Kammerpräsi-
denten endete mit dem Siege Herriots. Die gegen 8 Uhr abends vorgenommene Ab-
stimmung darüber, ob das Haus in die Spezialdebatte über das von der Regierung beantragte
Ermächtigungsgezet einsteigen soll, ergab eine Mehrheit von 45 Stimmen für die Ablehnung. Die
Sitzung wurde unterbrochen; Briand begab sich zum Präsidenten, um ihm die Demission des
Kabinetts zu überreichen. Doumergue hat die Demission angenommen und bereits Verhandlungen
über die Frage der Nachfolgerschaft eingeleitet.

Es herrscht durchwegs der Eindruck vor, daß Herriot zum Nachfolger Briands berufen
scheint, und daß es ihm gelingen könnte, Männer verschiedener Richtung um sich zu scharen. Es
wird aber ebenso auch an Poincaré gedacht.

* * *

Herriot begann seine Rede mit der Fest-
stellung, daß er, wenn es ihm sein Gewissen nicht
verböte, gerne wie das letztemal seinen Stim-
mentzel für die Regierung abgeben möchte. Doch
jedes republikanische Gefühl sträubte sich gegen
den Gesetzentwurf, der unendlich ver-
leugend sei. Der Redner erinnerte daran, daß
er die Ermächtigungsvorlage jederzeit in der Kam-
mer bekämpfen habe. Die Zustimmung zu der Er-
teilung der Vollmachten würde einen
schweren Eingriff in die Verfassung der
Republik

bedeuten. Die Abgeordneten seien die Beauf-
tragten des Volkes und hätten nicht das Recht,
ihren Auftrag weiterzugeben. Die Regierungen
in Frankreich hätten sich während der schweren
Krisen mit Erfolg auf das Parlament stützen kön-
nen. Noch während des Krieges sei es das Par-
lament gewesen, das durch seine pünktliche
Pflichterfüllung das Heer in den Stand gesetzt
habe, das Land zu verteidigen.

Briand stellt betäubt fest, daß er mit den
Ansichten des Präsidenten der Kammer nicht

die Reaktionäre aller Schattierungen schlug und
daß mit berechtigtem Stolz von sich sagen kann,
daß es der fascistischen Hochstuf in Deutschland
einen mächtigen Damm entgegengestellt hat.
Aber auch in anderen Ländern, in denen die
fascistische Gefahr groß geworden war, entstan-
den tatkräftige Abwehrorganisationen, so in
Belgien, in Polen, in Jugoslawien,
in der Tschechoslowakei und in Lett-
land. Alle diese Organisationen wären bei der
internationalen Konferenz in Wien vertreten
und es ist bezeichnend, daß sie alle von vorn-
herein den Wunsch äußerten, die bisher schon
bestehenden losen Verbindungsbindungen enger zu
knüpfen. Kreilich, die Schaffung einer interna-
tionalen Antifascisten-Organisation wäre zu
wünschenswert, mindestens noch zu verfrüht ge-
wesen. Deshalb einigte man sich auf die Schaffung
einer bloßen Kommission, in der die Väden des
internationalen Abwehrkampfes zusammenlau-
fen sollen. In dieser Form wird die Interna-
tionale des Antifascismus gewiß eine frucht-
bringende Tätigkeit entfalten können.

Miese Konzepte sind die Gefahr, die
der Arbeiterklasse aller Länder
durch den Fascismus droht.

übereinstimme. Man müsse es ihm aber glauben,
daß er kein schlechterer Republikaner als Herriot
sei und sich nicht zur Einbringung des Gesetzent-
wurfes entschlossen hätte, wenn er nicht überzeugt
wäre, daß durch ihn dem Prestige des Parlaments
nichts genommen werde. Briand fuhr dann fort,
er wisse nicht, wie der Ausgang des Duells
zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Kam-
merpräsidenten sein werde. Die Lage sei über-
aus tragisch. Als Republikaner sei er durchaus
der Ansicht Herriots. Aber als Ministerpräsident
habe er eine andere Auffassung von seiner Pflicht.
Er könne sie nicht opfern, weil damit

die Rettung des Landes geopfert
würde. Die Regierung sei sich bewußt, daß ihre
Lage unendlich schwierig und gefährdet
sei. Wie dem aber auch sein möge, sie stehe zu dem
eingebachten Entwurf und werde mit ihm sal-
ten oder aber aus der Debatte mit einer Ver-
trauensmehrheit hervorgehen.

Das Vertrauen müsse der Regierung in-
nerhalb 48 Stunden ausgesprochen wer-

Wo die Demokratie zu Boden geworfen
wird, verliert die Arbeiterchaft die Mächtigkeit,
sich politisch betätigen zu können und damit das
Mittel des ökonomischen, gesellschaftlichen und
kulturellen Aufstieges. Die Arbeiterklasse muß
die Demokratie verteidigen, sonst gibt sie ihre
Zukunft, den Sozialismus, preis.

Die neugegründete Internationale ist
nichts als eine Waffengemeinschaft
selbständiger und selbständig
bleibender Verbände. Die antifascisti-
sche Bewegung unterliegt in jedem Lande der
besonderen politischen und ökonomischen Lage
des eigenen Kampfbereiches. Der Kampf ge-
gen den Fascismus kann nicht von einer zen-
tralen Stelle geleitet werden, wohl aber kann
von ihr aus manche Befruchtung und manche
Anregung kommen. Es ist zu hoffen, daß die
Internationale Kommission von Wien aus die-
ser Aufgabe gerecht wird. Bei aller Gearen-
zung, die sich aus der Natur der Sache ergibt,
hat sie des großen Zieles eingedenk zu sein,
einen der gefährlichsten Feinde
der Arbeiterklasse zu treffen und ihn
mit den Methoden wahrhafter Demokratie zu
schlagen.

den, damit sie endlich handeln könne, sonst sei
das Land verloren. (Lebhafte Bewegung.)

Wenn das Parlament dieser Lage Rechnung
trüge und eine Handlung der Selbstverleugnung
vollziehe, so werde es des Beifalles der Oeffen-
lichkeit sicher sein. Andernfalls würde es zu end-
losen Debatten kommen und das Land würde
dem Parlament erneut den Vorwurf der Ohn-
macht machen. Die finanzielle Kata-
strophe wäre unvermeidlich. Die Re-
gierung würde sich für verbrecherisch und schuldig
halten, wenn sie einer anderen Auffassung be-
pflichtet wolle.

Briand wandte sich schließlich Herriot zu und
sagte mit gedrückter Stimme die letzten Worte:
„Wenn Sie glauben, daß sich der Ministerpräsi-
dent irt, so sagen Sie es. Er wird dann in
seinem Rang als Soldat zurücktreten,
ohne böse zu sein, und er wird sich bemühen, die
nächste Regierung zu unterstützen.“

Nach einer Sitzungspause sprach der Führer
der sogenannten gemäßigten Rechten, Louis
Marin, der der Regierung vorwarf, daß sie
überhaupt noch keinen festen Plan habe. Die bei-
den vorgelegten Artikel seien unerhört und
unparlamentarisch. Er könne absolut
nicht der Entrechtung des Parla-
mentes zustimmen. Das Washingtoner Abkommen
könne von der Kammer nicht bewilligt werden und
somit falle auch der ganze Plan Caillaux zu-
ammen. Redner wies dem Ministerpräsidenten vor,
daß er das Parlament oft vor fertige Tatsachen
gestellt habe, so in der Frage von Locarno.

Briand protestierte heftig.
Zum Schluß sagt Marin, daß auch die Ver-
sicherungfrage in der Erwägung gezogen wer-
den müsse, da das Land Caillaux nicht vollkom-
menes Vertrauen entgegenbringen könne.
Die Rede Marins fand nicht nur bei seinen
Anhängern, sondern vielfach auch auf den anderen
Bänken Beifall.

Renaudel kritisiert die Regierungsvor-
schläge und erklärt, das Wichtigste sei eine ständige
Mehrheit für die eine oder die andere Lö-
sung. Die Sozialisten fürchten nicht an das
Land zu appellieren. Wenn es sich retten will,
muß es selbst die erforderlichen Anstrengungen
machen.

Siecaux ergreift Caillaux das Wort und er-
klärt nochmals, daß man dem Expertenplan doch
etwas Nachsicht entgegenstellen möge. Man müsse
schnell vorgehen. Die Regierung beharre auf
ihrem Text, weil sie es nicht riskieren könne, daß
durch eine große Debatte Gefahr heraufbeschworen
werde. Er begreife zwar, daß man bezüglich des
Prinzipes der Vollmachtsübertragung Bedenken
haben könne, aber in anderen Ländern habe man
noch zu schärferen Maßnahmen greifen müssen.
Die Regierung ist sich ihrer Verantwortung be-
wußt, möge die Kammer die übrige auf sich
nehmen.

Sieauf erfolgt die bereits erwähnte Ab-
stimmung. Briand stellt die Vertrauens-
frage einerseits für das Regierungsprojekt, und
andererseits gegen das Kommissionsprojekt. Die
Abstimmung findet unter größter Unruhe statt.
Gegen die Regierung stimmen alle Sozialisten,
Kommunisten, ein großer Teil der Radikalen und
die ganze Rechte. Das Zentrum stimmt für die
Regierung. Die Kammer bricht sich, wie bereits
gemeldet, mit 288 gegen 243 Stimmen gegen die
Diskussion der zwei Artikel aus. Briand und die
übrigen Minister verlassen den Saal. Man hört
Stimmen: „Am Montag wird das Fund
auf 300 stehen.“ Aus der Mitte des Saales
wird gerufen: „Auflösung.“ Die Kammer be-
schließt, die nächste Sitzung am Dienstag abzu-
halten.

Eine „einheitliche Linkspartei“ in Ungarn.

Budapest, 17. Juli. Nach dem über die Kon-
stituierung der einheitlichen Linkspartei ausge-
gebenen Communiqué haben die verschiedenen bür-
gerlichen oppositionellen Abgeordneten die unau-
fschiebbare Notwendigkeit des Zusammenflusses
der ganzen bürgerlichen Opposition einmütig fest-
gestellt. Die Vertreter der Kossuth-Partei haben
ihre endgültige Beschlußfassung der Befragung
ihrer Partei vorbehalten. Sieauf beschlossen die
Anwesenden, auf ihre bisherige Sonderstellung zu
verzichten, und die vereinigte Linkspartei
unter dem Namen „nationale demokratische Unab-
hängigkeitspartei“ zu konstituieren.

Subdefendente Baugenossen- schafter in Oesterreich.

Die Wiener Hochbauten.

(Schluß.)

Der maßgebendste und interessanteste Typ der gemeinnützigen Baubewegung Deutschösterreichs sind die neuen Hochbauten der Gemeinde Wien. Mit der Ausführung der 25.000 neuen Wohnungen durch die sozialdemokratische Gemeindeführung, hat für die alte Donaustadt eine neue Bauera begonnen. In den meisten der 21 Bezirke erheben sich Wohnbauten von unerhörter Monumentalität und architektonischer Wucht, die mit weithin leuchtenden Aufschriften verkünden:

Erbauung von der Gemeinde Wien im Jahre 1922, aus den Erträgen der Wohnbausteuer.

Wozu die vielen kostspieligen Gemeindebauten? Damit hat es folgende Verwandnis: In den Jahrzehnten vor dem Kriege wurde Wien von den Vertretern der Hausbesitzer verwaltet. Darum hatte es die schlechtesten, ungepflegtesten und teuersten Wohnungen, sowie die kümmerlichste kommunale Wohnungsfürsorge. Nach dem Kriege wurde die Wiener Gemeinde von den Sozialdemokraten erobert. Sie fanden den Wohnungsmangel der Vorkriegszeit, verschärft durch die Kriegsschäden und die ungeheure Wohnungsnot. Ihr Programm war: Schutz des Mieters, Kampf der Wohnungsgeldbesitzer und der Wohnungsnot. In der Erkenntnis, daß ohne große öffentliche Bautätigkeit die Aufrechterhaltung des Mieterschutzes unmöglich sei, setzte sich die Gemeinde ein ungeheurer großes Ziel: In einem Jahr fünf ein Viertelhunderttausend neuer Wohnungen zu bauen und zwar aus den Einnahmen einer Zwecksteuer, die in gerodeter Steigerung diejenigen zu zahlen haben, die zu einem niedrigen Zins in den alten Wohnungen leben. Das dieses Programm kein bloßes Wahlversprechen war, das bezuogen wahrhaft die Steine. Soweit es nur ging, hat die Gemeinde Wien das genossenschaftliche Siedlungsweesen gestützt und mit Vordarlehen kräftig gefördert. Aber die Ausführungen des ganzen Bauprogrammes auf dem Boden des Siedlungsweesen war unmöglich. Es mangelte nicht nur an Baugrund, sondern es hätte auch der baulichen Erschließung eines riesigen Geländes, der Erbauung neuer Verkehrsanlagen und Schulen bedurft, wodurch ungeheure Geldmittel aufgebracht werden müßten. So erganzten die gegebenen Verhältnisse die Gestaltung eines neuen Bautyps. Auf den erreichbaren günstigen Bauplätzen der überfüllten Bezirke entstanden die neuen Wohnbauanlagen der Gemeinde Wien. Zahlreiche Hochbauten, bei deren Gestaltung der Grundbesitz überwiegend, die Baumeister den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Erfordernissen der Zeit sowie den persönlichen Bedürfnissen der Einwohner möglichst anzupassen. Während die alten Hintersäulen für den Hausherrn gebaut wurden, d. h. nach dem Grundgedanken, wie man bei möglichst niedrigem Kostenaufwand die höchsten Zinsleistungen herauszubringen könnte, sind die neuen Wohnanlagen für den Mieter da und versuchen die Aufgabe zu lösen, für wohlfeiles Wohnen den Menschen möglichst viel Bequemlichkeit und Befriedigung zu bieten.

Eine Besichtigung der einzelnen gewaltigen Objekte läßt erkennen, daß dieser neue Zweig der Wohnbaukunst manchen wichtigen Versuch aber auch viele fröhliche Fortschritte hinter sich hat. Jedes ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Der prächtige Reumannhof auf dem

Morgartelengürtel mit seinen 480 Wohnungen die gewaltige kubisch aufgestürzte Masse des Winarthy-Hofes im 20. Bezirk mit 760 Wohnungen, der Panuschhof im 3. Bezirk mit 434 Wohnungen, die beiden Anlagen auf dem Fuchsenfeld mit der stolzen Höhe ihrer Architektur und zusammen 1200 Wohnungen, dazu der Laffalkhof, der Robert Blumhof, der Viktor Adlerhof, die Anlagen auf der Sandeilen mit 2000 neuen Wohnungen, dazu die Wohnanlagen im 9. und 19. Bezirk und die ferneren, die in die Aufzählung nicht einbezogen werden können. Die äußere Architektur der Hochbauten vermeidet jeden Prunk und Hierat und läßt die bauliche Masse in ihrer ganzen Schlichtheit und Mächtigkeit wirken. Bei der inneren Ausstattung ist die Hand des Künstlers nirgends zu vermissen. Auf Gängen und Wogen, wie in den Gemeindefunktionen sind Werke der Bildhauer und Malkunst zu finden. Die Höfe und Nischen sind überall gärtnerisch gestaltet und mit Ruhegelegenheiten versehen. Bei mancher Wohnung befindet sich ein Balkon oder eine schmale Loggia. Verschwendung? Nein, aber ein Durchbruch des alten Prinzipes, daß von der Wohnstätte des Arbeiters alles peinlich ferngehalten werden müsse, was Freude, Kunst- und Schönheitsstimm erwecken könnte.

Ueber die sozialen Einrichtungen der städtischen Wohnanlagen kann man am besten von einem Rundgang durch den „Fuchsenfeldhof“ und der Anlage „Am Fuchsenfeld“ berichten, die auch von der städtischen Studiengesellschaft besucht wurden. Mit scharfer Ehrfurcht berührt man die Wohnkolosse, die mit ihrer wichtigen Größe, ihren mächtigen runden Treppenhöfen und schattenspendenden Laubengängen an mittelalterliche Turmburgen erinnern und zugleich mit ihrem Ueberflut an Licht und Grün in den Höfen den lebensfröhlichen Zug der Gegenwart widerspiegeln. Kommt man erst einmal zu dem berühmten Plantageboden im Haupttrakt, so den Kinderspielflächen in den Rebenhöfen, so weicht vollends jede Beklemmung. Je weiter die Besichtigung führt, je mehr verliert man das Fremde. Und zuletzt wird die Erkenntnis: was sich da in anderer Form wie die zusammengeballte Kraft eines Jahrhunderts emporkreht, das ist in seinem ganzen Wesen feingewordener Inhalt unseres Zeitalters. Eine gigantische Behausung, dienend nicht nur dem Einzelinteresse, sondern auch dem Gemeinwohl und der sozialen Interessen der Einwohner. Der bürgerliche Bauherr sorgt für den Einzelnen, für die Einzelfamilie; mit Kochherd, Schlaf- und Ehegelegenheit, Wasserleitung und Klosettanlage sind ihre Wohnbedürfnisse gedeckt. Der proletarische Bauherr sorgt auch für den Kollektivmenschen und weitet den engen Kreis der Familie zur solidarischen Hausgemeinschaft aus.

Und weil schon einmal so „verrückte“ sozialistische Ideen bei der Ausführung maßgebend waren, findet man im Fuchsenfeldhof allerhand Einrichtungen, die man in den Hintersäulen aller 21 Bezirke Wiens vergebens suchen würde. So findet man einen wundervollen Bibliothekssaal, um den die Fuchsenfelder die Bewohner der meisten deutschböhmisches Mittelstädte beneiden könnten; dazu einen hübschen Lesesaal. So findet man oben im Dachgeschoss ein wundervoll eingerichtetes Atelier für — Amateurphotographen, wo die Photographie der Reizlinger „Naturfreunde“ mit den besten technischen Voraussetzungen ihre künstlerischen Ziele verfolgen. So findet man im Gebäudeinneren einen städtischen Kindergarten, wo für 50 Krokchen (2.50 Kc) wöchentlich ein Kind in Aufsicht, für 2.50 Schilling (12 Kc) in gute Verpflegung gegeben werden kann. Die arbeitende Mutter

wird diese Möglichkeiten sicher gerne dem alten Brauch vorziehen, die Kinder tagsüber in die Wohnung einzusperrten oder sie der Nachbarin zum „Aufschauen“ zu übergeben. Da findet man weiter Gemeinschaftssäle für Versammlungen und Vorträge (es waren gerade unsere Opern Turner und Lepziger Sportler dort einquartiert, die die Gastfreundschaft ihrer Wirte nicht genug loben konnten und von einem ihnen zu Ehren veranstalteten Begrüßungsabend im Fuchsenfeldhof ganz begeistert waren), ferner einen schön eingerichteten Turmsaal. Nicht zu vergessen die berühmte Zentralwaschküche, die schon den Mitgliedern unserer Arbeiterdelegation so gewaltig imponierte, daß dort jede Hausmutter in wenigen Stunden mit maschineller Hilfe spielend die Wäsche eines Monats waschen kann. Ist ja aus ihren Erzählungen bekannt, es würde sich aber sicher lohnen, wenn man bei nächster Gelegenheit unseren Hausfrauen die geheimnisvolle Sache unter Zuhilfenahme einiger Bilder näher erklären könnte. Wir trosten gerade einige scheidende Arbeiterfrauen beim Waschlager an, die zweifellos begeisterte Anhängerinnen der maschinell eingerichteten Waschküche waren. Ihre Frage: „Už jato v Praze take tak daleko?“ (Seid ihr in Prag auch schon so weit?), mußten wir leider verneinen.

Von den Gemeindefunktionen der Jugendkinderanlagen wäre noch das modern eingerichtete Bad für Bannern und Brausebäder zu nennen. Von Gemeindefunktionen zeugt jeder Fußtritt der Gebäude: Von dem Plantageboden und Kinderspielflächen im Hofe bis zu dem Dach der ebenerdigem Zentralwaschküche, das geschieht in einem Garten mit hübschen Ruhebänken umgewandelt wurde.

Wie sehen die Wohnungen selbst aus? Wir konnten uns durch Besuche davon überzeugen: Nicht übermäßig groß, aber licht, sauber und überaus zweckmäßig angelegt. Baugrundhoch war und ist bei den Gemeindefunktionen, daß jeder Wohnraum direkt Licht empfangen muß, ferner daß jeder Wohnungsverband eigene Wasserleitung und Klosettanlage besitzt. Eine sehr praktische Sache sind die Wohnküchen; der Begriff ist nicht besonders neu, weil fast jede Arbeiterfamilie die Küche zur Wohnküche macht, d. h. darinnen zugleich kocht und wohnt. Neu ist vielmehr die Anlage und Ausstattung dieser Wohnküchen. Sie ist derart, daß bequem darinnen gekocht und tagsüber gewohnt werden kann. Gekocht wird auf einem modernen Gasherd ohne jede Staub- und Rauchentwicklung; die Arbeitsarbeiten werden in einer angrenzenden Spüle besorgt, wo ein mehrteiliger Trog mit Wasserlauf vorhanden ist. Damit hört die Küche bereits auf, Kumpel, Seil- und Dampfhammer zu sein. Außerdem haben die meisten Küchen eine eigene Wohnküche in der Fenstergegend, wo bequem ein Tisch und Arbeitstisch hineingestellt werden kann. Wie nett und anheimelnd so eine Wohnküche aussieht, muß man gesehen haben. Eine, die wir betrauten, funkte nur so vor Sauberkeit und Glanz, so daß sie ein uneingeweihter Besucher ebensogut für eine Hauskapelle halten konnte. Ordnungsliebende Hausfrauen können bei solchem Anblick Vergnügensfälle bekommen. Im allgemeinen werden nach den Mitteilungen der Hausverwalter die Wohnungen sehr sauber gehalten. Es gab Arbeiterfamilien, die sich nicht getrauten, mit dem alten Gerümpel von Möbeln in die blühende Wohnung einzuziehen. Lieber sparten sie sich das Geld vom Munde ab, um in die schöne Wohnung schöne Möbel stellen zu können. Der Sprung aus dem Reich der Barbarei in das Reich der Wohnkultur . . .

Eines erzählt sich dann aus dem anderen. Ein junger sozialistischer Arzt, dessen ausnehmend hübsch eingerichtetes Wartezimmer in der Fuchsenfeldanlage uns gezeigt wurde, ist von wohlmein-

den Leuten gefördert worden, dort wertvolle Möbel, Decken und Bilder hineingetragen. Es werde von den Kassenpatienten ja eh alles gestohlen. Zum argen Schmerz der Wärter ist aus dem Wartezimmer bis heute noch keine Diebstahl verurteilt worden. Da soll sich jemand in der Psychologie der Kassenpatienten ansinnen!

Biel wäre noch über das neue Leben und Treiben in den neuen Wohnhausanlagen zu erzählen, doch es muß bei der zusammenfassenden Feststellung bleiben, daß auf dem Boden der von dem Krieg wie vom Frieden gleich hart getroffenen Wohnkultur im Aufblühen begriffen ist, die über die Staatsgrenzen Deutschösterreichs hinaus ihre guten Früchte tragen wird. Wenn das richtig ist, was Professor Bach auf dem Begrüßungsabend in Linz ausführte, daß jede geschichtliche Epoche in den Konturen ihrer Zeit den stärksten und wertvollsten Ausdruck finde, dann verkünden die stolzen Hochbauten der Gemeinde Wien den Anbruch einer neuen Epoche der Menschheit, in der die Kultur der Masse und das Volk der Kultur gehören wird.

Besichtigt wurden außer den Siedlungen Antares und Starant noch die Staatsbauinspektion in Preßbaum, ferner das Zentralbüchereihaus „Heimhof“ und der „Reumannhof“. Die Besucher ernteten dabei von den einheimischen Siedlern und Baugenossenschaftlern Beweise echter Gastfreundschaft. Den freundlichen Wirten, wie den Funktionären der Wiener und Linzer Baugenossenschaften, die sich um das Gelingen der Reise bemühten, gebührt aufrichtiger Dank. W. J.

Am die Erhaltung der bürgerlichen Mehrheit.

Trotz aller Ablehnungsversuche der Deutschbürgerlichen scheinen hinter den Kulissen doch Verhandlungen über die weitere Zusammenarbeit der deutschen und tschechischen Volksparteien im Gange zu sein. Es wird immer wahrscheinlicher, daß die Deutschbürgerlichen in der Herbstsession die Staatsnotwendigkeiten bewilligen und damit noch fester als bisher an die Regierung gekettet werden dürfen. Das „Pravda“ schreibt:

„Wie wir erfahren, wurden gestern die Verhandlungen zwischen den Koalitionsparteien beendet und auf den Herbst vertagt. Bei den Verhandlungen handelte es sich hauptsächlich um die Einmündung für das Staatsbudget, welches im Herbst eingebracht wird und um die Kompensationen, die sich die einzelnen Parteien bei ihrer Stellungnahme ausbedingen. Die Verhandlungen über Einzelheiten dieser Kompensationen wurden für die Herbstsession belassen. Sichergestellt wurde, daß die Deutschen und Magyaren gegen bestimmte Sicherstellungen für das Staatsbudget im Herbst stimmen werden. Diese Bedingungen sind derart, daß sie die tschechischen bürgerlichen Parteien zum Großteil annehmen werden. Die Verhandlungen wurden in letzter Zeit besonders beschleunigt, damit der gewesene Ministerpräsident Dvöřák, bevor er in die innerpolitische Lage eintritt, vor die fertigen Tatsachen gestellt wird. Die tschechischen bürgerlichen Parteien trauen diesem Mann nicht ganz und sind der Ansicht, daß er lieber mit den Sozialisten als mit den Merkantilisten in die Regierung einzutreten möchte. In den Verhandlungen mit den Deutschen und Magyaren über das Staatsbudget habe in erster Linie Doktor Kramář vor seiner Abreise ins Ausland seine Einwilligung gegeben. Doch sprach er den Wunsch aus, daß die Verhandlungen erst nach seiner Abreise beginnen und vor seiner Rückkehr beendet werden. Es handelte sich Doktor Kramář

V. K. Lazarevič: Das Vaterland wird die alles vergelt!

Aus dem Serbischen von J. Reissmann.

Man bekommt Angst, ihn anzusehen, wenn er sich aufragt. Wo der hinbaut, da wächst kein Gras mehr!

— Und wo ist er verwundet?
— Meiner Treu, ich weiß es nicht! Irigend eine Kleinigkeit. Sein Kamerad Jofe hat mir's wohl geschrieben, aber ich hab's vergess'n. Irigend so ein komischer Name. Da ist der Brief. In zwei Treffen — in zwei . . .

Er zieht einen ganz fetten und zerknitterten Brief aus der Tasche und reicht ihn dem Hauptmann.

Sie traten in die Wirtsstube mit einem länglichen, schmierigen Tische, verrußten Wänden und mit einer von Fliegen verunreinigten Uhr. Ueber der Türe, die zum Hofe führt, steht das obligate „Glückliches Neujahr!“ aufgeschrieben. Von der Wirtin der Dede hängt eine Lampe herunter, die nur einen spärlichen Lichtschimmer durch das vollkommen verrußte Glas durchbringen läßt. In der Mitte steht ein Holzstisch mit einer Strohhalm, die zerbrochen ist, und einem malerisch angeordneten Beine, als ob er sich photographieren lassen wollte.

Der Hauptmann nimmt auf der langen Bank beim Fenster Platz und beginnt, dem Lichte zugekehrt, den besten Brief zu lesen. Blagoje rückt zuerst jenen Stuhl herbei, wobei er schimpft, daß dieses Luder dascht, setzt sich dann gegenüber dem Hauptmann nieder, rollt den Kermel auf, läßt auf den Tisch, will sich daran hüben, aber plötzlich juckt er zusammen, da er auf dem Tische eine ungeheure, rote, fette Pfütze wahr-

— Ei, fackerlo! Das ist aber doch schon ein bißchen zu viel! Da schau her! Es ist ein reines Wunder, daß ich mir nicht den Kopf schmierig gemacht hab'. Hörst du, Sotament! Komm her! Bißch das ab!

Von irgendwo aus dem dunklen Winkel schleicht sich ein Geschöpf heran.
— Und was ist das für eine Tunte, du Gallunke du, du Mausekel?

— Jo, wie es nun einmal im Wirtshaus nicht anders geht, Vater Blagoje — antwortet ihm das schmierige Geschöpf mit einer solchen unüberlegbaren Ueberzeugung, daß Blagoje dadurch ganz aus dem Gleichgewichte gerät.

Ei, sieh mal her! Wie weise du bist! Wohnen denn im Wirtshaus Säue?

Der Leser würde sich sehr irren, wenn er glauben wollte, daß Blagoje irgend ein Häckerlein — Gott behüte! Nur aus purer Ungeduld sucht er sich irgend etwas aus, womit er sich beschäftigen kann. In diesem Augenblicke wäre er bereit gewesen, sich zu rufen oder sich prägen zu lassen — nur damit die Zeit vergehe. Sonst pflegt er durchaus kein redseliger Mensch zu sein, und die heutigen Angriffe auf jedermann, mit dem er zusammentraf, sind nur verzweifelte Versuche, die Langeweile zu vertreiben. Deshalb fängt er wieder mit dem Hauptmann ein Gespräch an.

- Haben Sie den mit dem Fuß gesehen?
- Welchen mit dem Fuß?
- No, den ohne Fuß!
- Welchen ohne Fuß?
- No, den mit der Krücke!
- Welchen mit der Krücke?
- Mit der Krücke den! Den, dem die Doloren den Fuß abgeschnitten haben!
- Und weshalb haben sie ihm den Fuß abgeschnitten?
- Er hätte mit der Wunde, die er am Kobor bekam, angeblich sterben müssen, deshalb haben sie ihm den Fuß amputiert, und jetzt geht

er ohne Fuß. . . Ja, kennen Sie ihn denn nicht?

— Nein — entgegnete der Hauptmann — ich habe ihn nicht gesehn.

Er betritt doch sündig vor der Kirche.

— Jm!

— Ach du mein Gott! — Blagoje schüttelt sich.

— Er hat nur noch so einen Weinstumpf! Es wär hundertmal besser für ihn, wenn er sterben würde! Und er tut so, als ob ihm nichts fehlen würde! Und wie lebenslustig er noch ist! Er roucht sogar! Nichts, sagt er, nichts kann ihm das Schaden!

— Natürlich nicht!

— Nur das eine gefällt mir nicht, daß er bettelt!

— Was soll er tun, wenn er Hunger hat!

— Das ist natürlich. Aber wenn er im Kreise um seine Beine gekommen ist, sollte er bezahlt bekommen! Man sollte zu ihm schon sagen: da hast du, Bruder! Wir danken dir dafür, daß du für uns dein Blut verlossen hast, oder so ähnlich! . . . Der Mensch hat, wie jeder sieht, auf irgend eine Weise — wie soll ich's wissen? — sein Bein verloren und geht jetzt auf Krücken! Essen und trinken muß er! Mitunter hat er auch Lust auf ein bißchen Tabak. . . der Mensch . . .

Der Hauptmann fühlt sich jetzt berufen, dem Anandija die Stellung eines Kriegsinvaliden näher zu erläutern:

— Das ist schon von ihm gewesen, daß er für sein Vaterland zum Krüppel wurde. Aber deshalb kann er noch nicht verlangen, daß man ihn zum Rat ernenne. Verstehen Sie: jeder, der sein Blut für sein Vaterland vergossen hat, sollte unter die Glücklichen gerechnet werden, denn er hat seine Pflicht für seine geliebte Heimat, für seine Ehre erfüllt. Jeder hat seinem Vaterland gegenüber so eine Pflicht, das Vaterland aber gegen niemanden eine . . .

— Eh, ich kenne sie wohl, diese eure Philo-

sophie! Auch ich weiß, wenn du willst, dieses: „Du bist vom Glaube und nicht zu Staub werden!“ Aber her, Bruder, gib etwas her, für das lebende Mann! Sehen Sie, es ist . . . wie soll ich's bloß sagen . . . es ist geradezu scheußlich, sich das anzusehen! Bis hierher amputiert — und der Mensch will Brot! Und er muß betteln gehn? Sotament! Er kann nicht pflügen, er kann nicht graben. Ja, nicht einmal das gemügt, was es sich zusammenbedenkt. Sotament, wenn ich die Nacht beschä, ich würde schon hineinschauen in diese Ordnung! Ich würde schon von Haus zu Haus gehn. Ich würde hineintreten — den Hausherrn sitzen gerade drinnen und verpeist einen Ruffluchen. — „Ah, du isst Kuchen?“ — „Ja, wohl, Kuchen!“ — „Und ist Kut wooffener als Kuchen? Und was ist denn mit dem Manne mit dem Beine?“ — „Was geht mich denn der an?“ — „Da, der geht dich nichts an?“ „Siß her, Doktor! Einen, zwei, fünf — soviel er haben wollte! Nur zuschneiden! Da, schneide dir für deinen Fuß ab! Dies da, jenes da, ohne viel zu fragen, nur zugreifen, mir wegschneiden! So! Und jetzt würde er wissen, wie jenem zu Mut ist! Ja, mein lieber Sohn!“

Der Hauptmann begreift, daß er sich mit Blagojes in höheren Sphären nicht verständigen kann; er steigt daher tiefer herunter.

— So ist es, so, so. Alle werden doch, wenn der Krieg beendet ist, aus dem Staatsadel eine angemessene Unterstützung erhalten. Seien Sie unbesorgt!

— Woher denn, lieber Herr! Es es auch nur soviel sein wird, daß es reicht, damit er nicht neuerdings vor der Kirche und am Markte betteln muß. Darum sorgte ich, wenn jemand meinestwillen auch nur den kleinen Finger einbüßen würde! . . . Und das ist doch der Staat! . . . Hören Sie! . . . Es pfeift!

(Fortsetzung folgt.)

dabei, wegen der faschistischen Betätigung in der nationaldemokratischen Partei nicht in direkter Verbindung mit diesen Verhandlungen zu stehen.

Was die Haltung Szechlas anbelangt, so verläutet andererseits aber auch, daß er die Politik Hobbas durchaus billigt. Es sei lediglich Demagogie, wenn ihn die Sozialisten gegen Hobbas auswechseln.

Wird mit Gajda endlich abgerechnet?

Die Regierung scheint sich endlich doch entschließen zu wollen, der Affäre Gajda ein formelles Ende zu setzen und den höchsten-general wenigstens annähernd so zu behandeln wie gewöhnliche Straftäter. Die bürgerlichen Blätter bringen folgende Notiz: „Nach verlässlichen und unparteiischen Informationen aus zuverlässiger Quelle in der Angelegenheit des Generalstabchefs Gajda können wir mitteilen, daß Vorkehrungen getroffen wurden, daß die Angelegenheit vollkommen unparteiisch untersucht und so rasch wie möglich beendet werde, so daß kein Anlaß zu weiterer Beunruhigung der Öffentlichkeit besteht.“

Das „Rude Pravo“ wendet sich im Besonderen abermals gegen den Generalstabchef und meint, zur Erledigung Gajdas genüge bereits, was von ihm bekannt sei. Das Material genüge vollkommen. 52 Delegierte des zweiten Kongresses der tschechoslowakischen Regionen, die in Bladimostol interniert gewesen waren, können sich erinnern, wer die waren, die ihnen bis Bukowits entgegenführten, um sie zu überreden, von den Vorgängen in Sibirien zu schweigen und wer es war, der ihnen sagte: „Von der Begeisterung und dem Ruhm der russischen Revolution hat die tschechische Nation 500 Jahre gelebt, nun braucht sie eine neue Legende: Von der Revolution im Auslande. Ihr, die Ihr für die Revolution lüget, werdet im Interesse des befreiten Vaterlandes schweigen.“

Das schmale Kommuniqué der bürgerlichen Presse läßt allerdings nicht erkennen, ob man wirklich untersucht oder nur cochiert will.

Die Anerkennlichen.

Kirchliche Proteste gegen das neue Kongregationsgesetz. Raum ist das Kongregationsgesetz in der Öffentlichkeit getreten, das der gesamten Geistlichkeit hohe Bezüge garantiert, so finden sich auch schon katholische Geistliche, denen die materiellen Bestimmungen des Gesetzes immer noch zu gering sind und die deshalb gegen das Gesetz entrüstet protestieren. Der kirchliche „Echo“ veröffentlicht ein ausführliches Memorandum, das die Geistlichkeit des Hochstifts einmütig beschlossen hat und worin sogar gegen die „Konkordation kirchlichen Eigentums“, die in dem Gesetz enthalten ist, protestiert wird.

Während zur Begründung des Gesetzes immerzeit das kirchliche soziale Element der Kirche und jener Pfarrer angeführt wurde, die auf einer armen, schlecht dotierten Pfarre leben, und für diese auch tatsächlich ein ganz ausreichendes Existenzminimum durchgebracht wurde, ist den geistlichen Herren von Rohran diese Beweisaufstellung der Besitze auf einmal nicht recht; die ursprüngliche Vorlage sei für die katholische Geistlichkeit viel günstiger gewesen; jetzt werde zwar die gesamte Geistlichkeit gleiche Rechte haben, aber ein großer Prozentsatz, der um ihre bisherigen Rechte gedachten Pfarrer werde unverhältnismäßig größere Pflichten haben. „Und das ist nicht christlich; wir alle wünschen den Brüdern auf kleineren Pfänden eine teilweise Zulage, aber wer jemandem etwas zugeben will, der soll das aus eigenem Geben.“

Dieser zunächst unverständliche Ausfall wird gleich erläutert. Nach dem Kongregationsgesetz werden nämlich die beschriebenen Einkünfte, die die Geistlichen für Tausen, Hochzeiten, Begräbnisse etc. von den Mächtigsten einheben und die oft recht geschmalzen sind, mit dem lächerlich geringen Betrag von 50 Heller pro Kopf und Jahr pauschal und in die Steuerkassen einbezogen; sind in einem Kirchenbezirk mehr als 12.000 Angehörige der betreffenden Kirche, so hört diese Pauschalzahlung auf und diese Stologiebüßen werden nach dem letzten dreijährigen Durchschnitt ihres wirklichen Ertrages, den der betreffende Geistliche zu faktieren hat, eingerechnet. Das paßt den geistlichen Herren nicht, daß man ihnen diese großen Einkünfte aus den Stologiebüßen, wenn auch nur zum Teil, in ihre Bezüge einrechnet, und so protestieren sie gegen diese Abzüge; namentlich in den Sprengeln über 12.000 Seelen werde so angeblich die ganze Kongregations wieder abgerechnet. Die Katholiken sehen sich angeblich zwi traun und verdrennen, so daß die Geistlichen von diesen unglücklichen Papierhohlen keine Stologiebüßen bekämen, während man ihnen doch das 10-fache Pauschale für sie abziehe. Wie unglücklich dreist diese Klagen sind, geht schon daraus hervor, daß dieses Pauschale für die Stologiebüßen, das etwa einem Landpfarrer einer Gemeinde mit 1200 Seelen abgerechnet wird, ganze 600 K jährlich beträgt, also einen Betrag, den er für ein einziges Begräbnis „letzter Klasse“ zu verlangen und zu erhalten pflegt.

Am meisten scheuen die Seelenhirten von Rohran jedoch darauf auf, daß in ihre Einkünfte, die ihnen dann vom Staate auf die im Gesetz vorgesehene Höhe ergänzt werden, die Erträge ihrer Liegenschaften künftig nach dem wirklichen Ertrag und nicht wie bisher nach dem Katastralwert, der vielleicht einmal vor fünfzig oder hundert Jahren nach dem damaligen Geldwert eingeschätzt wurde und seitdem unbeständig geblieben ist, eingerechnet werden sollen. Da schreien sie aus tiefster Seele auf:

„Ist denn das nicht eigentlich eine Konfiskation kirchlichen Vermögens? Hat das nicht ein Freimanterkopf durchgesetzt?“

Das ist den Geistlichen von Rohran also nicht recht, daß der Staat, der die Bezüge der ärmeren Pfarrer und Kaplanen erheblich aufgebessert hat, gleichzeitig auch verlangt, daß nunmehr sämtliche Geistliche ihr Einkommen aus dem großen Grundbesitz, den die Kirche im Laufe vieler Jahrhunderte auf meist recht anrüchliche Weise erworben hat, wie jeder andere Staatsbürger richtig nach dem wahren Werte einzubekommen sollen, während sie bisher doch das Privileg hatten, einen uralten Katastralwertvertrag von wenigen Streuzern in Rechnung setzen zu können. Von diesem „Unrecht“ werden namentlich die schämerreichen Pfarrer betroffen, die den größten Grundbesitz haben. Ein solcher Gedanke kann wirklich nur in dem betrunkenen Kopf eines Freimanters, vor dem sich fromme Seelen dreimal betrogenen, entstanden sein!

Noch immer Verwaltungskommission in Karwin!

Wir haben schon einigemal auf den Karwiner Verwaltungsskandal hingewiesen. Er besteht darin, daß in diesem größten Orte des östlichen Kohlenreviers seit 1920 eine Verwaltungskommission am Ruder ist, die dem Willen der Bevölkerung nicht entspricht und dennoch von dem Reich, den sie ganz ungesetzmäßig besetzt hält, nicht weichen will. Das eben so traurige wie aufreizende Kapitel Karwin hat in der letzten Zeit eine neue Bereicherung erfahren, so daß es angezeigt erscheint, die Geschichte des Skandals wieder aufzurollen: die ersten Wahlen in Karwin fanden nach dreijähriger Tätigkeit der Verwaltungskommission am 16. September 1923 statt. Während des Struktums wurden die Herren des Rathauses sehr nervös und erzwangen die Einstellung. Fortgesetzt wurde die Auszählung der Stimmen erst am 10. Oktober 1923. Das Resultat war: Polen 18, Tschechen 8, Deutsche 5, Kommunisten 5, (im ganzen 36) Mandate. Wie überall in Ostböhmen brachten die Tschechen gegen die Wahl einen Rekurs ein. Er hatte den Zweck, die nichttschechischen Parteien zu Verhandlungen geneigt zu machen. Sämtliche Verhandlungen zu dem von den Tschechen angestrebten Ziele geführt, nämlich dahin, daß der Rekurs zurückgezogen werden. Da aber weder die Polen noch die Deutschen, noch die Kommunisten auf die Wünsche der Tschechen eingingen, wurde dem Rekurs stattgegeben und zweiwöchentlich Jahre nach der ersten Wahl eine Neuwahl angeordnet. Sie wurde am 13. Juni 1926 durchgeführt und brachte folgendes Ergebnis: Polen 16, Tschechen 12, Deutsche 5, Kommunisten 9 (im ganzen 42) Mandate. Und nun werden dieselben Mittel angewendet, wie nach der ersten Wahl. Wieder heißt es: Bürgermeister kann nur ein Tscheche sein. Ein Rekurs ist eingebracht. Wenn sich die anderen nicht fügen, kommt's zu keiner Bürgermeisterwahl. Daß die politische Bezirksverwaltung freisität und die Landesverwaltung Erhaltung der Maschinen zuläßt und nicht nur das, sondern sie geradezu deckt und stützt, macht die Sache noch unaußerer. Am 11. Juli fand in Karwin eine große Protestversammlung statt, an der gegen 7000 Personen teilnahmen und nach den Beschlüssen des polnischen Sozialdemokraten Steffel und des polnischen Kommunisten Eliwka eine scharfe Einspruchserklärung annahmen. Darin heißt es im wesentlichen: Die Durchführung immer neuer Wahlen verleiht die Jehntausende von Kronen. Die formale Verlegung der Bürgermeistereiwahl heißt die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte auf. Diese Aktionen, die den Zweck haben, eine keine Allianz am Ruder zu erhalten, durchkreuzen den Willen der Mehrheit, werden große Entrüstung unter den Wählern und verschärfen die nationaltschechischen Umtriebe. Der Verwaltungskommission wird das Mißtrauen ausgesprochen. Die Karwiner Arbeiter aller sozialistischer Richtungen erklären das Verhalten der Regierungskommissars Kruta auf seinem Posten als unannehmbar mit der sozialistischen Ehre und fordern den Vorstand der tschechischen sozialdemokratischen Partei auf, Kruta abzurufen, damit endlich Recht und Gesetz zur Geltung kommen und damit der Sozialdemokratie im allgemeinen aus dem Verhalten Krutas nicht Schimpf und Schande erwachse. Die Resolution schließt: „Fort mit der Verwaltungskommission, fort mit den provokatorischen Rekursen! Hoch die Demokratie, hoch der Wille der Arbeitermehrheit! In dem Arbeiterorte Karwin kann nur ein Arbeiter Bürgermeister sein!“

Umgruppierung in den „Karodny Visty“. Die „Lidové Noviny“ erfahren aus Prag: Der bisherige Chefredakteur der „Karodny Visty“ Dr. Hoch hat plötzlich einen Zwangsurlaub erhalten, von dem er nicht mehr in die Redaktion zurückkehren wird. Diese Maßnahme hängt damit zusammen, daß dem Direktor des Blattes, Sís, der die „Kar. Visty“ vollständig ins soziale Fahrwasser brachte, Dr. Hoch nicht scharf genug gegen die Burg ist. Der tatsächliche Leiter des Blattes ist jetzt der nationaldemokratische Generalsekretär Sladacek (dieser hat wiederholt seine Sympathien für die Faschisten geäußert). Bezeichnend war auch die Polemik zwischen den Redaktionsmitgliedern Cervenka und Dr. Rutte, die damit endete, daß Dr. Rutte gegen seine Redaktionskollegen die Ehrenbeleidigungslage einbrachte. Auch die Brüche der sogenannten nationaldemokratischen Mitte befindet sich im offenen Konflikt mit der Parteileitung, die eine Art Diktatur auch gegenüber dem Abgeordnetenklub ausübt.

Wie die Zölle schon heute preissteigernd wirken!

Zeitstellungen, die zugleich die drücklich agrarischen Schwindel-maßnahmen entlarven.

Die Deutschartier, mehr aber noch die Christlichsozialen, deren Schuldbeußtsein ja mit Recht am größten ist, suchen jetzt täglich nach „Argumenten“, mit denen sie sich insbesondere von ihrem Zollverbrechen entlasten könnten. Die Führung in diesem unglücklichen Verteidigungsprozeß hat bezeichnender Weise das Prager Christlichsoziale Hauptorgan, die „Deutsche Presse“ übernommen. Dieses Blatt nun, dessen bisherige Reinwaschungsversuche elend gescheitert sind, rückt in seiner Freitagnummer mit Statistiken heranz, die beweisen sollen, daß die Zölle bisher überhaupt keine preissteigernde Wirkung zeitigen, daß das Getreide zwischen Juni und Juli nicht mehr im Preise gestiegen ist, als dies zur selben Zeit auch im Vorjahr der Fall war, wie dies denn überhaupt eine Erscheinung sei, die alljährlich vor der neuen Ernte eintritt. Nur das Mehl sei im Preise wesentlich gestiegen und das sei eben nicht eine Wirkung der Zölle, sondern der Spekulation, an der — die Sozialdemokraten schuld sind.

Run ist ja nicht anzunehmen, daß ein Mensch, der seine fünf Sinne nur halbwegs beisammen hat, sich von solchen Statistiken, mit denen man bekniffentlich allerhand „beweisen“ kann, überzeugen lassen würde. Und gerade mit vergleichenden Ziffern aus den Börsennotierungen von 1925 und 1926 hätten die Christlichsozialen am allerwenigsten kommen sollen.

weil sie damit, höchst unfreiwillig, nur wieder an den infamen Schwindel erinnern, den die Zollparteien vor wenigen Wochen an der Börse aufführen wollten.

Aber abgesehen davon sind die „Beweise“ vom 9. Juli schon deshalb sehr armfellig, weil zu dieser Zeit, eine Woche vor dem Inkrafttreten der Zölle, sich diese natürlich noch nicht in jener Wucht auswirken konnten, wie dies vielleicht schon in wenigen Wochen der Fall sein wird. All dies wissen die Christlichsozialen selbstverständlich ganz genau, wie sie ja auch darüber im klaren sind, daß die Preise an der Börse zunächst vom Weltmarktpreis abhängig sind, also beispielsweise das Getreide im Juni und Juli 1925 schon deshalb teurer war als in den gleichen Monaten des heurigen Jahres, weil eben im Vorjahr das Getreide am Weltmarkt teurer war. Die Preissteigerung, die im Vorjahre zwischen Juni und Juli 1925 eintrat, hatte aber nicht nur die ungünstigen Ernteaussichten zur Ursache, sondern auch den Umstand, den ein mit freige-wählten Statistiken operierendes christliches Blatt natürlich gerne ignoriert,

daß gerade am 16. Juni des vorigen Jahres, von welchem Tage an die „Deutsche Presse“ die Preissteigerungen nachweist, die Umschlagpflicht auf eingeführtes Getreide in Kraft trat, die natürlich sofort den Preis des eingeführten und rückwirkend auch des heimischen Getreides in die Höhe trieb.

Doch wie steht es heuer? Weizen kostete, wie die „Deutsche Presse“ richtig anführt, am 7. Juli 1925 etwa 255 K, am 9. Juli 1926 aber 220 bis 245 Kronen. Aus dieser Gegenüberstellung soll nun nach dem Wunsche der Christlichsozialen Wahrheitsfäher der Leser herauslesen, daß die Zölle den Weizen überhaupt nicht belasten. Ja, wenn einer ganz dummi ist, soll er daraus sogar zu dem Schluß kommen, daß dank der christlich-agrarischen Zollpolitik der Weizen heuer sogar billiger ist als zur gleichen Zeit des verfloffenen Jahres!

Diesen durchsichtigen Schwindel wollen wir mit Zahlen entkräften, die nicht totem Papier, wie die der Altkalender, sondern der Praxis des Tages entnommen sind:

Gestern, am 17. Juli, konnte man in Prag ungarischen Weizen aus Preßburg um 183 K kaufen. In ein solches Angebot haben wir Einblick genommen. Durch die Zölle und die sonstigen Abgaben aber würde sich dieses Mehl auf etwa 230 K stellen, also ungefähr auf den Preis, der zur Zeit auf der Prager Börse gehandelt wird. Könnte ausländischer Weizen so wie im Vorjahre importiert werden, so wäre er in der Tschechoslowakei gewaltig billiger als 1925 und nur die Zölle bewirken heute schon diese ungeheure Verteuerung.

Und wie es mit dem Weizen steht, so steht es mit allem anderen Getreide und auch mit dem Mehl. Gewiß ist der hohe Weizenpreis, der den vorjährigen bereits übertrifft, zum Teil Folge der Spekulation. Doch die Quelle dieser Spekulation sind eben die Zölle. Wären sie nicht schon seit Monaten in Aussicht gestanden, so hätten die Händler, vor der neuen Ernte, nicht daran gedacht, sich große Vorräte anzulegen, zurückzuhalten und so durch Warenknappheit erhöhte Nachfrage und damit Preissteigerungen herbeizuführen. Und ganz nebenbei sei mit Rücksicht darauf, daß die Agrarier und Christlichsozialen selber, nur, als ob sie mit der Spekulation direkt nichts zu schaffen hätten, erwähnt,

daß die Agrarier und ihre Genossenschaften ja an diesem Konjunkturgewinn genau so wie

die Händler sich bereichern. Ja, es läßt sich tausendfach erweisen, daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften teurer verkaufen als die Zwischenhändler!

Das Entscheidende aber beim Mehl genau so wie beim Getreide ist die Tatsache, daß der hohe Preis nur möglich ist, weil durch die Zölle Einfuhr billiger Waren aus dem Auslande ausgeschlossen ist.

Auch für Mehl halten wir den Beweis in Händen: ungarisches Mehl wurde gestern um 3 Kronen 50, reichsdeutsches Mehl sogar um 3 Kronen 10 für die Tschechoslowakei angeboten. Aber durch die Zölle und Umsatzsteuerpflicht käme das Mehl auf 4 Kronen 20 Heller. Im Augenblick also könnten wir in der Tschechoslowakei verhältnismäßig billiges Mehl und Getreide aus dem Auslande haben, wenn nicht schon heute die Zölle bei diesen Waren sich so gewaltig auswirken. Und dabei kann heute noch gar nicht abgesehen werden, ob und wie weit diese verteuerten Tendenz sich in den nächsten Wochen und Monaten noch auswirken werden. Davon schweigt die „Deutsche Presse“, die da glaubt, mit ein paar Hausnummern das geprellte Volk weiter zum Narren halten zu können.

Wir wollen uns aber durchaus nicht begnügen, der deutschen Zollpresse nur auf dem von ihr beliebigen Weg zu folgen, sondern gehen ein Stück darüber hinaus und stellen fest, daß so wie beim Mehl und Getreide auch bei anderen vom Zoll betroffenen Produkten die Preissteigerung unausweichlich schon in den nächsten Wochen oder Tagen sich auswirken wird. Das gilt beispielsweise vom amerikanischen Schmalz, das fast ausschließlich in den Arbeiterhaushalt kommt und das beim Kilogramm 15 K mit 2 K 25 h, also rund 15 Prozent belastet ist. Sped, gleichfalls Nahrungsmittel des Proletariats, wird durch den Zoll ebenso um 15 Prozent teurer. Bei beiden Waren werden die alten Vorräte in wenigen Wochen konsumiert sein, so daß der Arbeiter noch vor dem Herbst auch bei dem Viertelkilogramm dieses Produktes die Wirkung der Zölle sehr deutlich fühlen wird. Noch ärger ist es mit dem qualitativ besseren ungarischen Fett, das bisher nur wenig teurer als das amerikanische Schmalz kam und das nunmehr allein durch den neuen Zoll um dreißig Prozent verteuert wird. Ähnliches gilt von ausländischer Butter, ja selbst bei der Margarine wird sich die Zollpolitik über kurz oder lang fühlbar machen. Schließlich sei noch als ein Beispiel, bei dem der Zollraub geradezu in Jollidismus umschlägt, des Umstandes Erwähnung getan, daß der Arbeiter vor nun an sogar den Fering — welchen einheimischen Zweig der Wirtschaft wollte man da schützen? — um 15 bis 20 Prozent teurer zu stehen kommt als bisher. Also beim arbeitslosesten Nachtmahl sogar werden es die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder zu spüren bekommen, wie die Christlichsozialen und Agrarier um das Volk besorgt sind!

Wie die von uns angeführten Zahlen und Tatsachen zeigen, wie vergeblich das Begnügen der Christlichsozialen ist, durch Spiegelschereien die verteuerte Wirkung der Zölle wegzuspüren zu wollen. Sie tragen zusammen mit den übrigen Zollparteien die volle Schuld, wenn in den nächsten Monaten Mehl, Fett, Butter und Fleisch weiter in die Höhe gehen sollten, und sie tragen vor allem die Schuld daran, daß heute schon das Mehl einen Preis hat, der nur infolge der Zölle weit über den Stand hinausgeht, der sonst zu verzeichnen wäre. Was sich heute, am dritten Tage nach dem Inkrafttreten der Zölle, noch nicht auswirkt, kann schon in einigen Wochen in aller Kräftigkeit zu Tage treten. Jedoch das Mehl genügt schon, um das Schuldkonto der Schwarzgen und Grünen aufzuzeigen, von dem sie dem arbeitenden Volk aber auch keinen Pfennig und keinen Beistrich werden abbekommen können!

Christlichsoziale Korruption in Oesterreich.

„Antwalschönorats“ für den Finanzminister. — Darlehen an die „Stunde“.

Wien, 17. Juli. (Eigenbericht.) Das Organ der bürgerlichen Bundesangehörigen teilt heute mit, daß der frühere Finanzminister Dr. Rindösch für die Vermittlung des Zusammenchlusses der österreichischen Bauernbank mit der Zentralbank der deutschen Sparkassen eine Provision von 700 Millionen Kronen, also etwa 350.000 Ks, erhalten habe. Wenn das auch nur unter dem Schein eines Antwalschönorats geschah, so ist das doch unstrittig eine erge Korruption.

Eine zweite Korruptionsaffäre wird heute bekannt. Die Postsparkasse hat, offenbar im Auftrag der Regierung der „Stunde“ ein Darlehen von einhalb Milliarden bewilligt. Offenbar wollten sich die Christlichsozialen die „Stunde“ kaufen.

Bestura und die jüdischen Pogrome.

Von H. Bergel,

ehemaligen Direktor des Allgemeinen Departements des Jüdischen Ministeriums der Ukrainischen Volksrepublik.

Der an Bestura, aus Mache für die jüdischen Pogrome in der Ukraine, von einem Juden verübte Mord übte in der Presse die Frage auf, inwiefern Bestura wirklich für das massenhafte Hin-schlachten der Juden in den Jahren 1919-1921 verantwortlich war. Der ukrainische Sozialist D. Wespalko veröffentlichte in der Prager Zeitung „Sozialdemokrat“ einen Artikel, der für die Rehabilitierung Besturas spricht und keine Unschuld an den blutigen Pogromen beweisen will. Diese Aeußerung D. Wespalkos wird im „Vorwärts“ vom 6. Juni weitergegeben. Das betraucht mich, die wirkliche Rolle Besturas in den Pogromen in der Ukraine auf Grund von Tatsachen festzustellen.

In den Jahren 1919-1921 wurden in der Ukraine etwa 700 mit Juden besiedelten Orte von Pogromen heimgesucht. Dabei wurden fast 100.000 Juden ermordet. Schon diese schauerhafte Zahl zeigt, mit welcher unmenslichen Grausamkeit vorgegangen worden war. Es soll noch hinzugefügt werden, daß sich unter den Ermordeten Tausende von Greisen und Kindern befanden, daß die Mörder auch Säuglinge nicht verschonten, daß Zehntausende jüdischer Mädchen und Frauen geschändet wurden und daß das Hab und Gut etwa einer Million Juden geraubt und vernichtet wurde. Die Ausführungen dieser unerhörten Pogrome waren: das Militär Besturas, die „Freiwillige Armee“ General Denikins und die Banden der verschiedenen ukrainischen Atamanen (Anführer) Angell (Gouvernement Tschernigow), Struk (die Gegend von Kholm), Sokolowski (die Gegend von Kholm), Wolnyh (Kiewer Gegend), Schepel (Podol Gouvernements), Sokol, Stepanko (Umaner Gegend), Mor-dalewitsch und andere mehr, die in dauerndem Kontakt mit dem Stab der Besturischen Armee standen. Die Tatsache der Pogrome kann Herr Wespalko nicht aus der Welt schaffen, seine Bemühungen sind nur dahin gerichtet, dabei die Unschuld Besturas zu beweisen.

Der Verfasser dieser Zeilen ist ein Mitglied der Vereinigten Jüdischen Sozialistischen Partei, welche der ukrainischen nationalen Bewegung durchaus sympathisch gegenüberstand und an dem Aufbau der Ukrainischen Volksrepublik mitgewirkt hatte. Diese Tatsache wurde wiederholt von der ukrainischen sozialistischen Demokratie anerkannt und ausgegeben. Unsere Sympathie für die ukrainische nationale Bewegung ist trotz der blutigen Pogrome bis zum heutigen Tage dieselbe geblieben, denn wir Sozialisten identifizieren das ukrainische Volk keineswegs mit den barbarischen Pogrommördern. In den Jahren 1919-1921 war ich Mitglied des Präsidiums und Generalsekretär des Zentralen Exekutivkomitees für die Pogromopfer; dieses Komitee setzte sich ausschließlich aus demokratischen und sozialistischen Mitgliedern zusammen, kein einziger Kommunist war darin (deshalb lösten es die Bolschewiki im Jahre 1921 auf). Auf Grund von Tatsachen und Dokumenten muß ich entschieden gegen den Versuch D. Wespalkos, Bestura reinzuwaschen, Stellung nehmen.

Herr Wespalko versichert, daß Bestura „die verantwortlichen Decker der Exzesse unter Anführung bestellte“. Ich erkläre ausdrücklich, daß kein einziger der Pogrom-Decker und Organisatoren von Bestura bestraft worden war. Von Anfang an hat Bestura nichts unternommen, um der Pogromwelle Einhalt zu gebieten; im Gegenteil, er ließ den bestialischen Instinkten seiner „Atamanen“ volle Freiheit. Als die Mitglieder des ukrainischen Direktoriums mit seinem Vorsitzenden Winawitschenko an der Spitze im Januar 1919 die exemplarische Bestrafung des Atamanen Angell verlangten, lehnte Bestura dieses Überbeschlababer der ukrainischen Armee dieses Ansuchen ab (dies bestätigte Winawitschenko in seinem Buche „Widroschenna nozi“). Einer der Hauptdecker zu den Pogromen war Besturas Vertrauter Kowenko. Von der Rolle Kowentos wußten die Mitglieder der Regierung. Seine Beteiligung an den Pogromen gab der Ministerpräsident, der Sozialdemokrat Tscheschowitsch in Gegenwart einer Abordnung jüdischer, ukrainischer und russischer sozialistischer Parteien, der auch ich beigedoret war, bereits am 10. Januar 1919 zu. Schließlich leugnete Kowenko selbst nicht seine Beteiligung an der Organisation von Pogromen. Am Februar 1919 erklärte er in Winniza dem Minister für jüdische Angelegenheiten Kewulsh und einigen angelegenen jüdischen Vertretern buchstäblich folgendes: „Wir morden, wir morden und wir werden morden“. Bestura wurde genau unterrichtet über die Pogromtaten Kowentos. Er hat ihn jedoch nicht nur nicht bestraft, sondern fuhr fort, ihn zu begünstigen und ihn besonders Vertrauen zu schenken.

Der Kommandeur der „Saporoschjer Bestura Kosakenbrigade“, der Ataman Semossenko richtete am 15. Februar 1919 in der Stadt Proskurow ein grauenvolles Blutbad an: innerhalb weniger Stunden wurden unter direkter Leitung Semossenos über 1500 ganz unschuldige Juden hingerichtet, Semossenko aber wurde nicht zur Verantwortung gezogen und konnte einige Tage später im kleinen Städtchen Kestim ein neues Judenregiment organisieren, das über 600 jüdische Opfer erforderte. Auch diesmal ließ Semossenko unbestraft und behielt seinen Posten als Kommandeur einer Militärabteilung. Auch die anderen aktiven Pogromorganisatoren wurden nicht be-

strast: so Oberst Palienko (Verdickter, Schitomir), Kaschr-Surko (Dnipro) u. a. m. Alle blieben sie auf ihren Stellen und lehten ihre barbarische Pogromtätigkeit fort. Uns ist ein Fall bekannt, wo Bestura persönlich in der Lage war, ein Pogrom einzustellen, dies jedoch nicht getan hat. Während des zweiten Pogroms in Schitomir, März 1919, hielt sich Bestura auf dem Bahnhof von Schitomir auf. Drei Tage wüteten die Mörder, 317 Juden wurden getötet, Bestura mochte jedoch nicht den leisen Versuch, dem Blutbad ein Ende zu bereiten. Ja, er weigerte sich sogar eine ukrainisch-jüdische Deputation zu empfangen, die die Einstellung des Gemebels forderte. Es ließen sich noch viele Beispiele und Beweise dafür bringen, daß Bestura stillschweigend die Tätigkeit der Pogromorganisierer geduldet hat. Aber die oben angeführten Tatsachen werden wohl genügen, um zu beweisen, daß die Rolle Besturas in den Pogromen in erwähnten Aufsätze D. Wespalkos ganz falsch beleuchtet worden ist.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1919 wurde Bestura von den Bolschewiki ganz bestraft. Er war damals nur noch Herr der Gegend um Kamenech-Bodolss und mußte sich um fremde Unterstützung umsehen.

Nicht erst fing Bestura an, Aufrufe gegen die Pogrome zu veröffentlichen, aber die durch die vollständige Straflosigkeit bereits demoralisierten Militärabteilungen nahmen diese Aufrufe nicht ernst und lehten ihre Pogromtätigkeit fort.

Dies ist im Lichte der Tatsachen, die niemand leugnen kann, die wirkliche Rolle Besturas an den jüdischen Pogromen. Die Besten unter den Ukrainern wußten davon und lehten Bestura den Rücken (Tscheschowitsch, Prof. Gruschewitsch u. a.). Wir möchten keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß wir, als Sozialisten, den individuellen Terror als Mittel des politischen Kampfes verwerfen. Wie sind überzeugt, daß die Streitfragen zwischen verschiedenen politischen oder nationalen Gruppierungen durch Verhandlungen nicht gelöst werden können. Aber die negative Beziehung zum Terror darf für einen Sozialisten nicht zum Vorwand werden, die Schuld Besturas an den Pogromschändaten zu verschleiern oder sogar zu leugnen. Es scheint uns, daß der Sozialist Wespalko die schändliche Haltung Besturas nicht rechtfertigen durfte. Er sollte im Gegenteil von den bestialischen Taten der Mörder abrücken und dadurch zur gegenseitigen Verständigung der jüdischen und ukrainischen sozialistischen Demokratie beitragen.

Wintelen gibt Klein bei.

Suspendierung der Verordnung vom 19. Mai. — Neue Verhandlungen in der Vesperstunde.

Wien, 17. Juli. (Eigenbericht.) Die Tatistik der Sozialdemokraten, die jede Verhandlung mit der Regierung ablehnten, solange nicht der Wortbruch in der Schulstunde gutgemacht sei, hat heute vollen Erfolg gehabt. Der Unterrichtsminister Dr. Wintelen hat die Vertreter der Sozialdemokraten zu sich geladen und ihnen mitgeteilt, daß er ihren Beschwerden insoweit Rechnung trage, daß er die Durchführung der Verordnung des früheren Unterrichtsministers vom 19. Mai, die den ganzen Streit entziffert, aufschiebt und so die Möglichkeit schafft, meritorische Verhandlungen über neue Volksschullehrpläne sofort einzuleiten.

Die Verhandlungen werden bereits am Donnerstag beginnen.

Der englische Streik.

Doch eine Annäherung?

London, 17. Juli. (Reuters.) Bischof Ritchie sandte dem Premierminister Baldwin ein Schreiben, in dem er ihn ersucht, in Angelegenheit der Kohlenkrise eine Deputation kirchlicher Würdenträger zu empfangen und schloß eine Kundgebung der Bergarbeiterföderation bei, in der es heißt, der Volksgewalt der Bergarbeiterföderation, wenn er so bleibt, wie er von den kirchlichen Würdenträgern nach einem an die Föderation gesandten telegraphischen Bericht gemacht wurde. In diesen Bedingungen sind auch alle Empfehlungen enthalten, welche von der Kohlenkommission für die Reorganisation der Kohlenindustrie gemacht wurden.

Baldwin erwiderte, er sei zum Empfang der Deputation bereit, fügte aber hinzu, daß die Bedingungen für die Wiederaufnahme der Arbeit nur durch ein Abkommen zwischen den Gruben-eigentümern und den Bergleuten geregelt werden können. Die Regierung könne durchaus nicht einwilligen, der Kohlenindustrie weitere Unterstützungen zu dem Zwecke zu gewähren, um die Arbeit auf Grund der alten Bedingungen aufnehmen zu können. Ungemein schädlich sei der Einfluß gewesen, den die Arbeitslosigkeit auf die Staatsfinanzen ausübte, so daß die Frage einer Unterstützung überhaupt nicht in Betracht komme. Baldwin betont auch, daß sich der Bericht der Kohlenkommission gegen eine Weitergewährung einer Regierungssubvention ausspricht.

Die Warschauer Universität in Wöten

Warschau, 17. Juli. Der Senat der Warschauer Universität hat mit Rücksicht auf den Mangel an notwendigen Geldmitteln beschlossen, vorläufig von den Inspektoren für das Schuljahr 1926-27 abzusehen. Gleichzeitig wurden in den Laboratorien der Universität die Arbeiten eingestellt. Die städtische Elektrizitätsanstalt hat, da seitens der Universität die Rechnungen für den Bezug von Licht während einiger Monate nicht bezahlt wurden, die Zufuhr des elektrischen Stromes eingestellt.

Tages-Neuigkeiten. Lebendig begraben.

Reichenberg, 17. Juli. In Reichenberg ereignete sich bei einer Schaubuden-Attraktion ein schauerliches Unglück. In der Bude des „Eisenkönigs“ wurde absichtlich vor einer großen Zuschauer-menge der Artist Hermann Ruzitschka aus Schönlinde lebendig eingegraben. Es fand ein regelrechtes Begräbnis statt und der „Begräbnisleiter“, ein gewisser Schweselo, bestand darauf, daß die Beerdigungszeit eingehalten werde. Man schaufelte ein 1 Meter tiefes, 170 Zentimeter langes und 80 Zentimeter breites Grab. Ruzitschka legte sich hinein, den Kopf in Holzstöße und in seinen Rock gesteckt. Dann wurde das Grab zugeschaufelt. Früher hatte man auf den Kopf noch ein Brett gelegt. Diesmal sah man von der Bretterüberlage ab, was zum Verhängnis werden sollte. Ein Arm, bzw. ein Knieseil durfte aus dem Grabe herausschauen und der lebendig begrabene sollte Zeichen geben, falls rasche Ausgrabung erfolgen mußte. Nach dem Begräbnis wollten nun die Zuschauer solche Notzeichen gesehen haben. Sie forderten daher aufgeregter die Ausgrabung des Mannes, allein der „Begräbnisleiter“ bestand darauf, der Artist müsse eine halbe Stunde begraben bleiben. Die Zeichen der Hand seien nur nervöse Bewegungen, wie sie immer vorkämen. Als man dann nach 25 Minuten die Erde ausschaufelte, und auf die Auferstehung der Leiche wartete, fand man eine wirkliche Leiche. Der Artist ist nach den amtlichen Angaben erstickt und alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Die vielen Zuschauer gerieten in furchtbare Erregung und der leidenschaftliche Begräbnisleiter mußte schließlich, als er noch-mals zur Leiche zurückkehrte, gefaßt, vom Publikum gehalten, rief sich aber bei Ankniff der Gendarmerie abermals los und entkam.

Schwere Wetterkatastrophe in Winterberg.

Wir erhalten folgenden Bericht: Freitag früh zog sich ein schweres Gewitter über Winterberg gegen die Rubansteine hin, dem ein zweites eine Stunde später folgte, das einem Wolkendrache gleichkam. Die durch die herabstürzenden Wassermassen rasch anschwellenden Bäche richteten einen fast unübersehbaren Schaden in den Feldern, Wiesen und an den Verkehrs-kommunikationen an. Wo in normalen Zeiten ein kleiner Wassergroden über den Glashütter Berg herunterrieselte, wälzte sich ein wilder Gebirgsbach. Die ersten Wassermassen kamen vom Glashütter Berge herab und rissen tiefe Furchen durch die Felder, überschwemmten den Bahndamm und verschütteten mit Schutt und Steinen die Reichstraße im Stadtteil Grabsch. In dem am Berge befindlichen Bauernhof „Schweighof“ hoben die Wassermassen die Bodenbrüche im Stall samt dem darauf befindlichen Vieh. In die am Bergabhang befindlichen Häuser drang das Wasser in die Wohnungen, wo die Einrichtungsgegenstände fast bis zur Decke im Wasser schwammen. Beim Zusammenfluß der Wolina und des kleinen Gansauer Bachs — welcher ein reichender Strom geworden war — verstopfte sich die Betonbrücke und die Wassermassen schlossen zu einem See an. Das Wasser drang dann in den Heizofen der Glasfabrik „Jdual“ ein, wo unter Fischen und kleinen Explosionen das Feuer ausgelöscht wurde. Dank den Anstrengungen der Feuerwehr, Arbeiterturner und Glasarbeiter gelang es, durch Bretterverhänge die Wassermassen abzulenkten, wodurch der zweite Heizofen „Generator“ gerettet werden konnte, so daß der Betrieb in der Glasfabrik keine Einschränkung erfahren wird. Im großen Arbeiterwohnhaus Nr. 133 mußte eine Frau angefaßt aus dem Stalle gerettet werden. Eine Partei mußte sich durch das Fenster retten. Die Bahnhofstraße stürzte mehr als bis zur Hälfte ein und wurde ungangbar. Bei der Schlachthausbrücke überflutete das Wasser die Straßen und den Stadtpark. Dem Druck konnte aber die durch die „Pioniere“ beim Hochwasser im Jahre 1911 erbaute Holzbrücke nicht standhalten und stürzte mit Krachen ein. Durch die Gewalt des Wassers wurden Gruben bis zu einem halben Meter gerissen. Das Mauerwerk des Schwemmanales wurde in einem Ausmaße von 10 Meter weggerissen, desgleichen das Ufermauerwerk bei der alten Hütte und entlang der Wolina durch die Stadt. Die Wassermassen in Josefthal und St. Anna fielen ebenfalls dem Wasser zum Opfer und in der Gärbergasse drang das Wasser in die tiefergelegenen Wohnungen ein, welche schleunigst geräumt werden mußten. Der angerichtete Schaden beträgt viele Hunderttausende von Kronen. Neben den vielen kleinen Leuten ist auch die Gemeinde schwer betroffen, zumal der durch das Hochwasser vom Jahre 1911 angerichtete Schaden noch nicht gedeckt ist. Eine rasche Hilfe ist für die Betroffenen schleunigst notwendig.

Der Magdeburger Mord.

Die Magdeburger Mordtat ist noch keineswegs völlig geklärt. Im Dunkeln schwebt noch die Rolle, die der Großindustrielle Rudolf Haas bei der Ermordung des Buchhändlers Helling gespielt hat. Auf der einen Seite erklärt die Kriminalpolizei nach wie vor, daß die Verdachtsmomente gegen Haas sehr schwachwiegend seien und man ihn als den Künftler des Verbrechens zu betrachten habe. Andererseits werden in diese Auffassung der Polizei, die sich auf die Aussagen des eigentlichen Mörders stützt, erhebliche Zweifel gesetzt und die Vermutung ausgesprochen, daß die Kriminalpolizei einem gerietenen

Rundfunk für Alle! Programm für morgen, Montag.

Bras, 308. 11.30: Landwirtschaftlicher Rundfunk und Vorkonferenzen. 12: Zeitgenöss. 14: Vorkonferenzen. 16.30: Nachmittagskonzert. 17.45: Vorkonferenzen und Vorkonferenzen. 18.15: Landwirtschaftlicher Rundfunk und Vorkonferenzen. 18.45: Vortrag: Die Ergebnisse der Deutschen Internationalen Arbeitskonferenz. 19: Deutscher Rundfunk. 20: Vorkonferenzen. 20.02: Vorkonferenzen. 20.05: Vorkonferenzen. 20.10: Vorkonferenzen. 20.15: Vorkonferenzen. 20.20: Vorkonferenzen. 20.25: Vorkonferenzen. 20.30: Vorkonferenzen. 20.35: Vorkonferenzen. 20.40: Vorkonferenzen. 20.45: Vorkonferenzen. 20.50: Vorkonferenzen. 20.55: Vorkonferenzen. 21: Vorkonferenzen. 21.05: Vorkonferenzen. 21.10: Vorkonferenzen. 21.15: Vorkonferenzen. 21.20: Vorkonferenzen. 21.25: Vorkonferenzen. 21.30: Vorkonferenzen. 21.35: Vorkonferenzen. 21.40: Vorkonferenzen. 21.45: Vorkonferenzen. 21.50: Vorkonferenzen. 21.55: Vorkonferenzen. 22: Vorkonferenzen.

Programm für Dienstag.

Bras, 308. 11.30: Landwirtschaftlicher Rundfunk und Vorkonferenzen. 12: Zeitgenöss. 14: Vorkonferenzen. 16.30: Nachmittagskonzert. 17.45: Vorkonferenzen und Vorkonferenzen. 18.15: Landwirtschaftlicher Rundfunk und Vorkonferenzen. 18.45: Vortrag: Die Ergebnisse der Deutschen Internationalen Arbeitskonferenz. 19: Deutscher Rundfunk. 20: Vorkonferenzen. 20.02: Vorkonferenzen. 20.05: Vorkonferenzen. 20.10: Vorkonferenzen. 20.15: Vorkonferenzen. 20.20: Vorkonferenzen. 20.25: Vorkonferenzen. 20.30: Vorkonferenzen. 20.35: Vorkonferenzen. 20.40: Vorkonferenzen. 20.45: Vorkonferenzen. 20.50: Vorkonferenzen. 20.55: Vorkonferenzen. 21: Vorkonferenzen. 21.05: Vorkonferenzen. 21.10: Vorkonferenzen. 21.15: Vorkonferenzen. 21.20: Vorkonferenzen. 21.25: Vorkonferenzen. 21.30: Vorkonferenzen. 21.35: Vorkonferenzen. 21.40: Vorkonferenzen. 21.45: Vorkonferenzen. 21.50: Vorkonferenzen. 21.55: Vorkonferenzen. 22: Vorkonferenzen.

Schwerer Verbrecher in der Person des Schröder aufgefassen ist. Zeitlich besitzt Schröder, der jetzt 23 Jahre alt ist, in seiner Heimat Groß-Rottersleben den denkbar schlechtesten Leumund und wird von nahezu allen Leuten gemieden. Schröder tat vier Jahre Dienst bei der Reichswehr als Pionier, wurde dann aber entlassen. Er spielte darauf die Rolle eines Modemikers, brachte sich künstliche Schmissen bei, beizugeneigt sich in seinem Schmalzort als Student, später als Dr. jur., wozu er ein Doktordiplom gefälscht hatte. In Wirklichkeit gehörte er leblich einer Verbindung junger Leute an, die studentische Sitten nachahmen und suchten. In dieser Verbindung „Moris“ war Schröder „Leibknecht“ eines gewissen Fischer, mit dem zusammen Schröder den Mord begangen haben will. Dieser Fischer ist Schriftsetzer und war jetzt in der Druckerei „Magdeburgerische Zeitung“ tätig. Schröder betätigte sich auch auf politischem Gebiete als Hochkappler, indem er eifrig für die Falkenkreuzler tätig war, sich aber gleichzeitig auch um einen Posten bei der KPD bewarb. Als sicher kann gelten, daß Schröder einer Fremdeorganisation angehörte. Vermutlich hat auch der getötete Helling sich in denselben rechtsradikalen Kreisen umgesehen. Man hält es infolgedessen in Magdeburg für nicht ausgeschlossen, daß der Mord an Helling aus politischen Gründen erfolgt ist. In seiner Heimat wird Schröder allgemein als der Mörder seiner Eltern betrachtet. Durch Gerichtsdieneil stellt fest, daß er seine Mutter zum mindesten jahrelang man vor einiger Zeit dadurch gekommen, daß eines Tages auch sein Vater verstorben im Keller aufgefunden wurde. Der Sohn gab damals an, der Vater sei mit einer Petroleumlampe in der Hand die Kellerstiege hinabgefallen und habe ein Opfer der Flammen geworden. Auf die Spur Schröders ist man vor einiger Zeit dadurch gekommen, daß der 6 Monaten in einer Magdeburger Waffenhandlung ein Gewehr gekauft und mit einem Schießbezug bezahlt wurde, der aus dem Schießbuch des ermordeten Helling entnommen war. Dieser Schießbezug die Unterschrift eines Studenten Schröder aus „Magdeburg an der Saale“. Aus dieser falschen geographischen Angabe konnte sofort festgestellt werden, daß es sich um eine Schießbezug handelte. Der Käufer war aber nicht mehr festzustellen. Kurz darauf wurde in Neuhaldensleben bei Magdeburg wieder mit einem Schießbezug aus Helling's Schießbuch gekauft. Diesmal gelang es, Schröder als den zu ermitteln, der die gefälschten Schießbezüge ausgegeben hatte. Bei seiner Festnahme fanden sich bei ihm Pfaundscheine über die beiden Morden des getöteten Helling, die er bezichtigt hatte. Zu den Morden und zu dem Schießbuch wollte er durch Diebstahl gelangt sein. Gestohlen wollte er sie einem gewissen Adolf haben, dessen Beschreibung auf Direktor Rudolf Haas paßt. Die weitere Untersuchung wird ergeben, ob es sich um einen gewöhnlichen Raubmord handelt, oder ob dabei politische Beweggründe mitspielen, und außerdem, ob und wie weit Direktor Haas in die Mordtat verwickelt ist.

Berlin, 17. Juli.

In der rätselhaften Mordangelegenheit in Magdeburg gelang es dem Berliner Kriminalkommissar Buddorf, den angeblichen Chauffeur festzunehmen, der feinerzeit den ermordeten Helling zu der Autofahrt abholte. Der Verhaftete namens Große wurde in Kolln, an der Wilder ermittelt. Große gehörte derselben Vereinigung wie der Mörder Schröder an. Er behauptet, den ihm bekannten Schröder in der letzten Zeit wenig gesehen zu haben.

Deutsche Arbeit „geher“.

Auf einer Generalversammlung des Reichsdanners bei der Vorsitzende des Vereins, Genosse Otto Hörsing, auf die nationale Bestimmung der deutschnationalen und völkischen Junker zu sprechen. Zur Charakterisierung des nationalen Geistes, der die Besitzenden beherrscht, erwähnte er, daß sich in Deutschland zwei Millionen Arbeitslose deutscher Nationalität und Staatsangehörigkeit befinden, gleichzeitig aber 400.000 ausländische, meist polnische und ruthenische Arbeiter in Deutschland beschäftigt sind. Der größte Teil von ihnen arbeitet in der Landwirtschaft, auf den Rittergütern der völkischen Junker. Die deutschnationalen interpellierten wegen dieser Äußerung des Genossen Hörsing, die sie als heterisch und unwahr bezeichnen, im preussischen Landtag. Genosse Hörsing antwortet ihnen nimmend in einem Leitartikel des Berliner „Vorwärts“.

Auf Grund gut fundierter Schätzungen behauptet Genosse Hörsing, daß in Deutschland nicht nur 400.000, sondern mindestens 480.000 ausländische Arbeiter als Lohnbrüder beschäftigt sind, von denen nur 242.000 behördlich zugelassen sind. Eine halbe Million polnischer und ruthenischer Arbeiter, werden von den Agrariern versteckt und der Ermittlung entzogen. Die deutschen Volksgenossen beschäftigen 60-80 Prozent Ausländer, während allein in der Provinz Sachsen 30.000 verheiratete deutsche Landarbeiter arbeitslos sind.

Als besonders charakteristisches Dokument deutschnationaler Treue führt Hörsing folgendes Entlassungszeugnis an:

Der Vorsitzende Wilhelm Rasch ist seit April 1925 bei mir als solcher tätig und verläßt am 1. März 1926 seine Stellung, da ich wieder nur mit Polen arbeiten will und er nicht polnisch sprechen kann. Rasch war während der Zeit seines Hierseins ein tüchtiger, fleißiger und treuer Beschäftigter und hat mit seinen Leuten viel Arbeit geschafft usw.

Rittergut Adreisch b. Derszow, 14. Februar 1926. (Siegel) des Hoffmann.

Hörsing fügt dem Briefe treffend hinzu: Dieser Landbesitzer ist bei vollen 100 Prozent ausländischen Arbeitern angelangt. Der Entlassungschein ist eine Verhöhnung des deutschen Arbeiters in aller Form und zeigt mit brutaler Offenheit, wohin die Reise geht, nämlich zur restlosen Entfremdung des deutschen Arbeiters und seiner Ersetzung durch willenslose Ausländer. Das Reich, die Länder, die Landwirtschaft, die Industrie, wir alle haben für zwei Millionen Erwerbslose, für weitere fast zwei Millionen Kurzarbeiter volle Beschäftigung zu suchen. Mit diesen Unglücklichen hungern ihre Angehörigen, rund 15 Millionen Menschen. Eine Million deutscher Arbeiter sind bei gutem Willen in der Landwirtschaft unterzubringen. Das Elend von vier Millionen Menschen kann beseitigt werden. Welcher echt deutschnationalen Mann macht den Anfang?

Das Soldatenwahlrecht soll wirklich aufgehoben werden! Die Regierung hat dem Sekretariat des Abgeordnetenhauses einige Gesetzesentwürfe zugehen lassen, die im Herbst behandelt werden sollen. Darunter befinden sich das Gesetz über die Stabilisierungsbilanzen, das Wuchergesetz und eine Vorlage zur Aufhebung des Soldatenwahlrechts. Wir konnten in diese Vorlagen noch keinen Einblick gewinnen, aber es genügt die Nennung dieser Militärvorlage, um zu ersehen, auf welchem Kurs sich die tschechischen und deutschen Sozialparteien für die Herbstsession vorbereiten!

Zu einer Nacht der Tragödien gestaltete sich in Berlin die heiße Sommernacht vom Donnerstag zum Freitag. Übertragungen, Liebesdramen, und eigenartige Soldatenbegebenheiten Remingtons und Feuerwehr die ganze Nacht. In der Lothring-

straße war ein Koch mit seiner Braut in einem Anfall von Eifersucht in Streit geraten, in dessen Verlauf er drei Schüsse auf sie abgab und sie schwer verletzte. Den letzten Schuß jagte er sich selbst in die Schläfe und gleichzeitig sprang er vom Fensterbrett des zweiten Stockwerkes in die Tiefe. Beide wurden in bedenklichem Zustand ins Krankenhaus eingeliefert. — In der Frankfurter Allee hatte ein 35-jähriger arbeitsloser Schlächter an seine 41-jährige Frau das Ansuchen gestellt, auf die Straße zu gehen und Geld zu verdienen. Die Frau hatte deshalb gegen ihren Mann Anzeige erstattet. Als dieser das erfuhr, gab er auf die Frau mehrere Schüsse ab und erschoss sich dann selbst. — Bei einer Hochzeitsfeier in Reutlingen schwang sich plötzlich ein 30-jähriger Arbeiter, der über den Durst getrunken hatte, aufs Fensterbrett und sprang vom vierten Stock in den Hof, wo er tot liegen blieb. — In der Frankfurter Allee bekam in der Nacht ein 50-jähriger Kaufmann, dessen Eltern zuzeit im Seebad sind, infolge Trunkenheit und Hitze einen Totschuß an sich. Mit seinem Revolver zerhieb er mehrere Nadeln, schließlich tötete er sich selbst durch einen Kopfschuß.

Verleumdungen der Militärbehörden! Das Ergänzungsbataillon 52 in Theresienstadt hat ein ihm von einer Gemeinde auf einer doppeelsprachigen Druckvorlage zugesandtes deutsch ausgefülltes Meldeblatt mit dem Vermerk auf dem Briefumschlag „Zeit, wiebeide samisch jagall st. lpt. Janota“ („Janid, g'erwandit die tschechische Sprache! Stabskapitän Janota“), zurückgegeben. Es war bisher nicht üblich, daß die Militärbehörden im Verleumdung mit ihnen nicht unterstehenden Behörden den Kommandanten anzuwenden!

Krebsige Parteigenosse mit den 46 Krebsen. Der Eisenbahnbetriebsassistent und völkische Stadtverordnete Altenburg in Schneidemühl wurde nach langwierigen, ununterbrochenen Beobachtungen auf frischer Diebstahl erwischt. Seit etwa zwei Jahren schon hatte man ihn im Verdacht, Bahngüter gestohlen und die dazu gehörigen Prohibitivbescheide unterschlagen zu haben, ohne daß es jedoch möglich gewesen wäre, die einzelnen, raffiniert durchgeführten Diebstähle nachzuweisen. Nun endlich hat diesen würdigen völkischen Stadtparlamentarier sein wohlverdientes Schicksal ereilt. Zunächst auf dem Rangierbahnhof tätig, war Altenburg, da hier laufend Unstimmigkeiten festgestellt wurden, die man ihm zuschrieb, vor etwa 10 Monaten zur Güterabfertigung versetzt worden. Auf seiner neuen Arbeitsstelle trat bald darauf das gleiche in Erscheinung, und der Güterschutz, der auf den Verdächtigen schon lange ein wachsameres Auge hatte, beobachtete ihn nun noch schärfer. Als Altenburg kürzlich eine Woche hindurch Nachdienst hatte, gelang es endlich, ihn zu fassen. Beamtete des Güterschutzes, die ihn an seinem letzten Dienstage undemerkelt beobachteten, bemerkten, wie Altenburg sich an einem Korbe zu schaffen machte, mit der Hand hineingriff und diese dann wieder heimlich in die Tasche versenkte. Und den Täter ganz sicher zu überführen, ließ man ihn ruhig gewähren, besetzte aber sämtliche Bahnausgänge, durch die er sich nach Dienstschluß entfernen konnte. In der Bahnunterführung zur Stadt wurde er gestellt und einer Visitation unterzogen. Dabei fand man in seiner Arbeitsjacke 46 Krebse, die er, vermutlich um sie zu Geld zu machen, nun nach Hause schaffen wollte. Die Diebesbeute wurde ihm wieder abgenommen und A. sofort aus dem Dienste beurlaubt. Altenburg, der bisher nur diesen einen Fall eingeklinkt hat, wird sich vor Gericht wegen Diebstahls und Unterschlagung zu verantworten haben.

Die Not der Intelligenz. Das „Lokalblatt“ vom Samstag veröffentlicht unter Stellenfahenden das Angebot einer Frau, die 10 Sprachen beherrscht und ohne Gehalt in einem Kurort unterkommen will.

Dieses Kurortum, das jemand mit Kenntnis von 10 Sprachen amsonst arbeiten will, verdient wohl Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. — Dazu wäre nur zu bemerken, daß mit dem Anbote „Kenntnis von Sprachen“ viel Unfug getrieben wird. Ein paar Phrasen in einer fremden Sprache beherrschen, heißt noch nicht, die Sprache beherrschen. Nichtsdestoweniger ist das verächtlichste Infanat beachtenswerter als ein trauriges Dokument der Verelendung der Kopiarbeiter.

Ein Matteotti-Denkmal in Buenos-Aires. Italienische Sozialisten in Buenos-Aires haben ein Matteotti-Denkmal errichtet. Es ist ein Hochrelief aus Bronze, das von dem italienischen Sozialisten Girardin hergestellt wurde und Matteotti auf der Rednertribüne darstellt.

Der Erfinder des Fußballspiels. Vierhundert Universitäten und höhere Lehranstalten in den Vereinigten Staaten haben beschossen, das Gedächtnis an Walter Camp durch eine feierliche Ehrung zu verherrlichen. Man hat für diesen Zweck bereits 300.000 Dollar durch Sammlungen zusammengebracht, und mit diesen Betrag konnte man den „großen Mann“ schon ein ansehnliches Denkmal errichten. Aber wer war eigentlich Walter Camp? Ein Staatsmann? Ein berühmter Erfinder, ein großer Dichter, oder etwa ein Wohltäter der Menschheit? Nein, nichts von alledem! Walter Camp war, so sagen wenigstens die Amerikaner, nichts weiter als der Erfinder des Fußballspiels. Diese Behauptung steht allerdings auf schwachen Füßen. In Wahrheit ist das Spiel viel älter; es fand schon bei den alten Römern in hoher Blüte. In einem seiner Epigramme beschreibt bereits Martial ein Kugelspiel, bei dem sich die Mannschaften richtige Kämpfe lieferten, reichlich Fußtritte und Fausthiebe austeilten und sich in der Hitze des Kampfes auf der Erde herumwälzten. Aber abgesehen davon, bestritten auch Jren und Engländer ihrerseits Walter Camp die Priorität der Entdeckung. Die Jren versichern, daß das Spiel auf ihrer Insel seit zweitausend Jahren ausgeübt wurde, während die Engländer ihrerseits behaupten, daß es bei ihnen schon im zwölften Jahrhundert vollständig gewesen sei; es habe häufig genug Unfälle verursacht, so daß drei Könige nacheinander Verbote des Spiels erließen, das man als ein „Spiel des Teufels“ bezeichnete. Kurz und gut, Walter Camp hat das Fußballspiel nicht erfunden. Auf diesem Gebiete etwas Neues zu erfinden, erscheint überhaupt so gut wie ausgeschlossen, denn fast alle Spiele sind mit mehr oder weniger bemerkenswerten Veränderungen aus ältester Zeit überliefert.

Der Schrecken von Garhwal. Bei der indischen Stadt Garhwal trieb seit sieben Jahren ein Leopard sein Unwesen, der während dieser Zeit die Bewohner der Gegend in Angst und Schrecken hielt. Er hatte mehr als 125 Menschen auf dem Gewissen. Seine Kühnheit konnte weder Grenzen noch Hindernisse; das Tier ging durch belebte Straßen und holte sich seine Beute unter denen, die nicht mehr entfliehen konnten. Die Regierung hatte einen hohen Kopfschmerz auf seine Erlegung ausgelegt, und eingeborene Jäger hatten sich seit Jahren bemüht, diesen Preis zu verdienen. Einmal glückte es ihnen, das Tier in die Schlinge zu fangen; aber es entwich ihnen, ebenso wie es ihm gelang, aus einer Strotze zu entkommen, wo man es eingeschlossen hatte. Nun ist der Leopard von einem Kapitän Corbett nach einer mehrwöchigen Jagd endlich erlegt worden. Der Kapitän hatte sich nahe bei der Stelle, wo die Bestie ihr letztes Opfer gerissen hatte, hoch in den Zweigen eines Baumes einen Anstand errichtet. Am Fuße des Baumes hatte er eine Felle als Röhre angebracht, die eine kleine Kugel aus dem Holz trug. Wölflisch hörte er ein Knallen; das Tier war in der Nähe. Er ließ seine elektrische Lampe aufleuchten, bemerkte die Bestie und schoß. Der Leopard verschwand, und der Kapitän glaubte, gefehlt zu haben. Gleichwohl blieb er die

Nacht auf seinem luftigen Sitz. Als es hell wurde, verließ er den Anstand und folgte den blutigen Spuren, die er am Boden fand. Unblich sah er am Rand einer Schlucht das Tier tief unten tot liegen. Die verwundete Bestie war auf der Flucht unterbrochen in die gähnende Tiefe gestürzt und umgekommen.

Sieben Juchthändler ausgebrochen. Nur mit dem Hund bekleidet, sind, wie aus Dietlin gemeldet wird, nachts aus dem Juchthaus in Rangard 7 Gefangene ausgebrochen. Sie haben die Eisenstäbe aus einem Fenster ihrer gemeinsamen Zelle entsetzt und sind über eine aus Bindfaden und Post hergestellte Strickleiter über die Mauer entkommen.

Die Elektrifizierung der Prager Bahnhöfe. Im Oktober wird mit dem Bau der Ständer für die elektrische Leitung am Wilsonbahnhöfe und auf der Strecke von diesem Bahnhof nach Lieben begonnen werden. Die Ständer werden aus starken Mannesmannröhren gefertigt, die bei den Proben am besten sich bewährt haben. Am Wilsonbahnhöfe werden 24 Meter hohe Trägerpfähle montiert. Diese Höhe ist aus dem Grunde notwendig, weil die Trägerpfähle nicht zwischen den Gleisen stehen werden, sondern hier auf beiden Seiten des Bahnhöfes, der ganz mit Leitungsdrähten überspannt werden wird. Im Herbst wird dann durch den Verostungskonsumtion definitiv entschieden, ob zuerst alle Prager Bahnhöfe elektrifiziert werden sollen oder nur bestimmte Strecken, und welche. In letzterem Falle handelt es sich hauptsächlich um die Strecken Prag-Böden und Prag-Labor.

Errichtung eines Wilson-Denkmal in Prag. Der Prager Stadtrat hat freilich beschlossen, für die Aufstellung eines Wilson-Denkmal einen Platz in Stobtsport vor dem Wilsonbahnhöfe zu reservieren. Die genaueren Bedingungen für die Errichtung dieses Denkmals werden im Einvernehmen mit den amtlichen Behörden und der Staatlichen Regulierungskommission ausgearbeitet.

Ein internationaler Kongress für Krebsforschung wird unter der Teilnahme von hundert hervorragenden europäischen und amerikanischen Fachleuten vom 24. bis 28. September in Lake Wood im Staate New York stattfinden. Deutschland wird durch den Direktor des Hamburger Instituts für Krebsforschung vertreten sein.

Deutscher Historikertag in Breslau. Vom 4. bis 9. Oktober d.J. findet in Breslau eine große Tagung der deutschen Historikerverbände statt, die ein äußerst reichhaltiges Programm aufweist. Von den deutschen Historikern der Prager Universität wird Professor Hans Dirsch über das Thema sprechen: „Der Eintritt in das Zeitalter der Gotik“. Der bekannte Breslauer Geograph Safflinger, der durch sein großes Werk über die Tschechoslowakei bekannt wurde, wird über „Die Entwicklung des tschechischen Nationalbewußtseins und die Gründung des heutigen Staates der Tschechoslowaken“ sprechen.

Die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos bleibt bestehen. Der griechisch-orthodoxe Metropolit von Amassia und Exarch von Zentralasien Geronimos Karavangelis, der seinen Sitz in Wien hat, teilt in Wiener Zeitungen mit, daß die Nachricht, die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos sei aufgelöst, unbegründet ist. Die Mönchsrepublik weise auch weiterhin wie seit Jahrhunderten bestehen. Es handle sich nur um eine interne Reform administrativer Natur, die in der Mönchsrepublik durchgeführt werden soll.

Landstreicher und Bücherfresser. Die große Nationalbibliothek von Finnland, die vor kurzer Zeit neu geordnet wurde und in der Unvergleichlichkeit zu Velsingfors untergebracht worden ist, ist, wie der finnische Professor Jyso Hirn in einer Festigung mitteilt, das Werk eines Landstreichers, der zu den seltensten Originalen der Menschheit gehörte. Dieser Landstreicher, Matti Pohto, hat es nämlich im Laufe eines langen Lebens möglich gemacht, mit den wenigen Pfennigen, über die er verfügte, eine Bibliothek von ungeheurer Wert und großer Ausdehnung zusammenzubringen, da er von einer fast krautartigen Liebe zu Büchern und Kupferstichen erfüllt war. Matti Pohto, ein Hüne von Geburt, war von Hause aus Handwerker. Er war ein Mensch, der Zehnfachigkeit nicht konnte und ruhelos von Ort zu Ort umherstreifte, überall sein Handwerk im Umherziehen ausübend. Es lockte ihn aber weniger, in den verschiedenen Städten Stunden zu gewinnen, als vielmehr die Buchhandlungen und kleinen Geschäfte zu besuchen, in denen er vergrabene oder von ihren Besitzern verkannte Bücherstücke vermutete. Oft genug hat er in kleinen Marktplätzen eine Ernte an Büchern gehabt, um die ihn mancher große Sammler beneiden würde, der gemohnt ist, für teures Geld sich alle diejenigen Seltenheiten zu erwerben, die sein Herz begehrt. Dabei war Matti Pohto von Hause aus ganz ungebildet und konnte nicht einmal lesen und schreiben. Erst in späteren Jahren hat er dies gelernt. Erstannlich ist, wie er es durch angeborenes Talent verstand, einen wertvollen Stroh von einem weniger wertvollen zu unterscheiden. Ebenso erstaunlich ist die Tatsache, mit welcher ungeheurer Fingigkeit er die größten Seltenheiten auf dem Büchermarkt herauszufinden verstand, ohne daß er dafür eine besondere Vorbildung genossen hat. Dazu hatte er ein unglaubliches Gedächtnis, so daß er sich noch nach Jahren erinnerte, wieviel Seiten ein bestimmtes Buch gehabt hatte, aus welchem Jahre es stammte und von welchem Drucker es gedruckt worden war. Dieses Gedächtnis ermöglichte es ihm, die verschiedenen Ausgaben miteinander zu vergleichen und unter diesen allen dann die älteste herauszufinden und als wertvoll zu bezeichnen. Auf diese Weise hat er eine riesigen Bibliothek von mehreren tausend Büchern zusammengebracht, die er dann der finnischen Nationalbibliothek schenkte.

Wettlauf mit dem Tode.

Zum Rennunglück auf der AVusbahn in Berlin.

Eine halbe Stunde vor Beginn des Rennens hebt jenes wilde, nervengerichtende Gedröhn an, das bis zum Schluß, mehr als drei Stunden lang, nicht mehr aus der Luft weicht. Die Rennwagen, klein, gedrungen, niedergebückt, mit der Physiognomie der rohen Kraft, haben ihre Rundfahrt an den erst halbgefüllten Tribünen und den schon wimmelnden Stehplätzen.

Punkt 2 Uhr fliegt die erste Gruppe vom Start, dicht neben- und hintereinander, schon sich überholend, jeden Augenblick in Gefahr, zu kollabieren. Das Rennen hat begonnen.

Zwei Minuten darauf die zweite Gruppe, zwei Minuten darauf die dritte Gruppe.

Die Jagd geht auf Rifolasse zu, von der Nordschleife nach der Südschleife. Schon drohen die ersten wieder vorbei, auf dem Rückweg von der Südschleife nach der Nordschleife. Man hat das Programmbuch in der Hand und vergleicht die Nummer, die jedes Auto trägt, mit der Tabelle, die den dazugehörigen Fahrer, den Mitschreiber, die Automarke, die Fabrik nennt. Erst sieht man nichts als immer das gleiche Auto vorbeischießen, dann beobachtet man die Ueberholungen, Rad an Rad, dann beginnt man allmählich zu unterscheiden und die Bewerber und ihre Chancen abzuschätzen. Eine Nummer prägt sich ein, man wartet, ob sie wieder vorbeiwettert. Man holt die Taschenuhr hervor und kontrolliert nach dem Sekundenzeiger die Geschwindigkeit.

Eine Stunde ist vergangen. Auf den Tribünen sitzt oder vielmehr steht es Kopf an Kopf,

einfaches Bürgerpublikum, Sportbegeistertes, das, was man Gesellschaft nennt, junge, schöne, elegante Frauen. Die Zuschauermenge hat ihren Hauptort gefunden: Auto Nr. 19, Mercedes, Fahrer Hakenberger aus Wroslheim. Er fährt wie der Teufel, er hat alle Chancen für sich.

Er hört auch nicht auf, wie der Teufel zu fahren, nachdem es angefangen hat zu regnen und sogar zu gießen. Auf der schmalen Bahn stehen die Pfützen und fliegen Lappen. Jeder fühlt, daß die Gefahr sich verzehnfacht hat. Wird die Rennleitung nicht eingreifen?

Nicht beim Ziel steht neben der Bahn ein mächtiges Eisengerüst, die Zeittafel, von der Größe einer Hausfront, bedängt mit tiefen, weißen Ziffern auf schwarzem Grund; ihr zu Füßen ein langgestreckter Holzschuppen, Arbeits- und Unterfunkraum für Funktionäre. Leute stehen dort herum, stehen auch auf der Plattform in halber Höhe des Gerüsts, Aufpasser und Zeitnehmer, die beobachten und die Zifferntafel bedienen.

Auto Nr. 19, kommt von der Nordkurve hergejagt, der begünstigte Mercedes-Wagen. Alle Blicke hängen an ihm.

Gerade vor dem Zeitanleger gerät das Fahrzeug ins Schleudern, dreht sich um sich selbst, schlägt mit ungeheurer Wucht gegen das Gerüst. Holz splittert, Eisenteile stürzen, Menschen stürzen. Das Auto hängt, umgeworfen und aufgerissen, im Gerüste.

Sanitäter kommen von allen Seiten gerannt. Aus den Trümmern werden Menschen gehoben, bekleide getragen, auf den Rasen gelegt.

Wird das Rennen? Halten die anderen Fahrer an, von Entsetzen oder einem menschlichen Gefühl bewegt? Während die Sanitäter sich bemühen, während einer der Verletzten nicht aufhört zu schreien, während man nach Toden

rennt, um einen Toten zu verhüllen, geht dicht daneben die wilde Jagd weiter. Ein Autooperateur stellt seinen Apparat gerade vor die günstige Gelegenheit. Ihn wenigstens aber vertreibt die laute Empörung des Publikums.

Auf Bahnen werden die Opfer weggetragen. Das Rennen nimmt seinen Fortgang. Kaum eine halbe Stunde später, fast an derselben Stelle, nur auf der Gegenkurve, wird wieder ein Auto aus der Bahn geschleudert. Es stößt gegen einen Wagen, der dort unvorschriftsmäßig hält, wird dadurch in seinem entseelten Lauf — wer weiß wohin — aufgehalten, stürzt um und bleibt im Grabe liegen. Diesmal ist es nicht ganz so schlimm abgelaufen.

Das Megaphon rief seine Mitteilungen über die Bahn: Aufenbaltz, Ausschreibungen, Unglücksfälle. Der Regen hat aufgehört, die Bahn trocken langsam. Das Rennen wickelt sich ab, Stunde um Stunde. Die letzten Stunden nahen. Spannung hält die Beute im Fieber. Sieger gehen durch das Ziel.

Während ein Krankenwagen sich langsam vordrückt, schleift eine Handvoll Rennwagen zum letzten Male das freche Gedröhn rings um die Bahn, betränzt, bekränzt, ungebildet. Die Sieger winkend, grüßend, lächelnd, fahren ihre Ehrenrunde.

Ein Toter wird weggetragen, ein Student namens Alose, Sohn einer armen Wäscherin. Er wollte als Zeitnehmer einige Pfennige verdienen. Zwei Schwerverletzte führt der Rettungswagen ab. Es sind Arbeitslose, die durch die Unfälle beim Rennen ihre schmale Kost aufbessern wollten.

Hinter dem abfahrenden Totenwagen, hinter dem Rettungswagen juchzt die Menge dem Sieger zu, der sein Leben und das anderer für die Marke Mercedes aufs Spiel setzte

Kleine Chronik.

Das Ende der ersten deutschen Eisenbahn.

Die erste deutsche Eisenbahn, die am 7. Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet wurde, ist jetzt im Alter von 90 Jahren sanft entschlafen. Die Todesanzeige fand man in diesen Tagen in den Anzeigenteilen einiger großer Blätter. Die Direktion der Ludwigseisenbahn teilt mit, daß die gesamten Eisenbahnschienen in gutem Zustand in einer durchschnittlichen Länge von 9 Metern, sowie die Weichen und Schwellen zu verkaufen seien.

Damit gehört nun die erste deutsche Eisenbahn der Geschichte an. Wie unendlich viel Mühe hat es gemacht, um diese Bahn in Deutschland schaffen zu können! Selbst nachdem in England der Widerstand der konservativen Pirne überwunden war, brockten die deutschen Reaktionen immer wieder die gleichen Bedenken gegen das neue Verkehrsmittel hervor: als Männer wie Darfst und List mit Energie für den Bau von Eisenbahnen eintraten. Auch der Hinweis auf die Möglichkeit, Eisenbahnen für Heereszwecke auszubauen zu können, die den Staat sonst immer geneigt zu machen pflegte, verschlechte zunächst auf die leitenden Staatsmänner jeden Eindruck. Wäre die Regierung damals den Vorschlägen Darfst gefolgt, so wäre die erste deutsche Eisenbahn fast ein Menschenalter früher in Westfalen gebaut worden. Mit Ach und Krach kam dann die nur 3,5 Kilometer lange Strecke Nürnberg-Fürth zu stande. Bereits 1814 hatte der Bergpat Rittier Joseph von Boder auf diese Strecke hin gewiesen. Aber erst 1833 gelang es dem Nürnberger Johannes Scharrer, die für die Verwirklichung des Planes notwendigen Kräfte zu mobilisieren. Man stellte durch eine fast 1 1/2 Monate fortgesetzte Föhlung fest, daß im Durchschnitt 1720 Personen täglich zwischen Nürnberg und Fürth verkehrten, und errechnete daraus ein günstiges Betriebsergebnis für die zu bauende Bahn. Als dann am 14. Mai 1833 zur Zeichnung des Aktienkapitals aufgeföhrt wurde, bewies es Monate, bevor die Mittel zusammengekommen waren. Der bayerische Staat war sehr zurückhaltend. Erst als das Geld aufgebracht war, gestattete König Ludwig höchstwillig, daß die Eisenbahn deren Förderer er nicht war, seinen Namen führen durfte. Viel Mühe machte es, einen geeigneten Eisenbahner zu finden. Man hatte sich schon an Stephenson in dem Castle gekehrt, als man durch Zufall den böhmischen Ingenieur Paul Denis erfuhr, der bei seinen Auslandsreisen den Eisenbahnbau kennen gelernt hatte. Er führte den Bau der Bahn zur allgemeinen Zufriedenheit durch. Der Betrieb wurde anfänglich nur von einer Lokomotive und 11 Pferden bewältigt. Diese Lokomotive war von Stephenson selbst und unter englischen Mäßen nach Deutschland geschickt worden. Sie hatte 24.000 Mark gekostet. Als Kuriosum möge erwähnt werden, daß der erste Lokomotivführer, den man sich ebenfalls aus England verschreiben mußte, ein Gehalt von 2570 Mark jährlich bezog, 800 Mark mehr als der erste Direktor der Bahn. Schon nach einem Jahre konnte die Bahnleistung mitteilen, daß 450.000 Personen befördert worden seien und daß sie 102.000 Mark eingenommen hätte. Heute nun, nach fast hundertjährigem Betrieb, ist die Bahn ein Opfer der wirtschaftlichen Schwierigkeiten geworden. Auch ihre Geschichte zeigt, daß nichts Beständiger ist als der Wechsel. W. M.

Volkswirtschaft.

Die freigewerkschaftlichen Angestellten gegen die Verschlechterung und Verschleppung ihrer Krankenversicherung.

Am Donnerstag fand in der „Vereinshalle“ in Reichenberg eine Versammlung der freigewerkschaftlichen Angestellten von Reichenberg und Umgebung mit der obgenannten Tagesordnung statt, welche mit Rücksicht auf die Sommer- und Urlaubszeit gut besucht war.

Die beiden Referenten Zentralsekretär Bergmann, Reichenberg, und Verbandssekretär Ploß, Seidenbach, befaßten sich nicht nur mit der Geschichte der Krankenversicherung und ihrer Entwicklung bis jetzt, sondern sie haben auch an Hand der bis jetzt bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Bezug auf den internen Ausbau in den eigenen Bezirks-Krankenkassen nachgewiesen, daß der neue Gesetzesentwurf für die Privatangestellten unbedingt eine Verschlechterung bringt.

Ganz abgesehen davon, daß man die Höhe der Unterstüßungen nicht kennt, soll dem Angestellten im Erkrankungsfall die ersten 14 Tage kein Krankengeld ausbezahlt werden und kann diese Frist von den einzelnen Kassen auf 6 Wochen verlängert werden. Damit würde den Angestellten das durch das D. S. B. erkämpfte Recht auf Gehalt im Erkrankungsfall zum Großteil illusorisch gemacht. Auch die Ausscheidung aller Angestellten, welche mehr als 24.000 K Jahresgehalt beziehen, aus der Familienversicherung ist eine Härte und eine Verschlechterung, welche die Angestellten ganz entschieden ablehnen.

Besonders behandelt wurde von den Referenten die Organisationsfrage, welche einerseits alle bestehenden Angestellten-Krankenkassen, wenn sie nicht wenigstens 2000 versicherungspflichtige Mitglieder zählen, auflöst. Das hat zur Folge, daß außer Brünn und Prag beinahe alle Gemischten Krankenkassen zur Auflösung kommen sollen und weiters sollen Gebiets-Krankenkassen an dem Orte der politischen Gause errichtet werden. Das wäre also für das industriereiche Nordböhmen in Jungbunzlau und für das auch hochindustrielle Westböhmen in Laun. Beide Referenten wiesen besonders darauf hin, daß die Ueberführung der deutschen Angestellten in die tschechische Kassen-Krankenkasse durch den D. S. B. mit teilweiser Unterstützung der Dienstgeber eine große nationale Schädigung sei, weil diese Angestellten jetzt bei der Forderung nach Errichtung von deutschen Angestellten-Bezirkskrankenkassen fehlen.

Auch über die Verschleppung der Gesetzesvorlage betreffend Kranken- und Pensionsversicherung wurden harte, aber treffende Worte gesprochen.

Die Versammlung schloß am Schluß unter großem Beifall einhellig folgende Entschloßung:

„Die am 15. Juli 1926 im Saale der „Vereinshalle“ tagende Versammlung der freien Angestellten-Gewerkschaften gibt ihrer Entrüstung über die beabsichtigte Zerschlagung der Angestellten-Gesellschaft hinsichtlich ihrer Krankenversicherung lebhaften Ausdruck.“

Die Folgen der Trennung der Arbeiter- und Angestellten-Versicherung bringen nicht die angebotene Verbesserung, sondern eine Verschlechterung und eine Schwächung der Angestellten. Das neue Krankenversicherungsgesetz der Angestellten wurde bis zum Zeitpunkt der Errichtung der Sozialversicherung und Ausscheidung der Angestellten aus den neuen Bezirks-Versicherungsstellen absichtlich nicht fertiggestellt.

Die zahlreich versammelten Angestellten Reichenbergs und Umgebung protestieren gegen diese ganz planmäßige Verschleppung der Reuegelung ihrer Krankenversicherung und insbesondere gegen die beabsichtigte Verschlechterung derselben.

Die Versammelten verlangen, wenn schon eine eigene Angestellten-Krankenversicherung sein muß,

eine Verbesserung und keine Verschlechterung ihrer bisherigen Antivartskassen, keine Reduzierung des Krankengeldes weder hinsichtlich der Höhe, noch der Dauer und des Beginnens, sie fordern die Einbeziehung aller Versicherten in die Familienversicherung ohne Ausnahme, sie verlangen hinsichtlich der Kranken- und Heilfürsorge, Mutter- und Kinderzuschuß einen fortschreitenden Ausbau und protestieren gegen jede diesbezüglich geplante Verminderung, Einschränkung und Verschlechterung.

Die Versammlung fordert in allen Bezirken, so wie es bisher war, eine eigene Angestellten-Krankenkasse mit Selbstverwaltung, sie fordert den D. S. B. und die Wirtschafter, welche seinerzeit in die Proger Krankenkasse gestimmt sind, auf, zurückzutreten und die Errichtung deutscher Gebietskrankenkassen zu ermöglichen, sie fordert die organisierte Eingliederung der Angestellten-Krankenversicherung in die zuständigen, sich bewährenden Landesstellen der allgemeinen Pensionsanstalt und stellt sich entschieden gegen die Unterstellung eines zentralistischen Organisationsverbandes.

Die versammelten freien Angestellten von Reichenberg und Umgebung protestieren gegen die Verschleppung der Verbesserung des Pensionsversicherungsgesetzes unter der falschen Vorpiegelung, daß die Krankenversicherungsfrage dringender sei, wobei an der Fertigstellung beider Gesetze nicht gearbeitet wird und verlangen die sofortige Gesetzesänderung der neuen, verbesserten Sozialversicherungs-Gesetze für die Angestellten.“

Kunst und Wissen.

Als Opernobilitäten der nächsten Spielzeit sind in Aussicht genommen: „Die Nacht des Geschickes“ (La forza del destino) von Verdi, „Tosca“ von Leo Janodel, „Cardillac“ von Hindemith, „Turandot“ von Puccini, „Der Dieb des Glücks“ von Schuster und die Pantomime „Der wunderbare Mandarin“ von Bartok.

Die letzte Novität der Kleinen Bühne bildet Ludwig Hudob neuestes Lustspiel „Die Durchgängerin“, das mit Elli Boder in der Titelrolle Montag, den 26. d. M., zur Uebersührung gelangt.

Die Oper bringt vor Schluß der Spielzeit Dienstag eine Wiederholung von „Hoffmanns Erzählungen“ und Donnerstag neueinstudiert und teilweise neubest. Sounods „Margarethe“ (Haus). Die Titelrolle singt zum erstenmale Sophie Karst, den Mephistopheles Hermann Horner. Die übrigen Partien sind mit Irene Scharf (Siebel), Paula Saamer (Marthe), Otto Macha (Hans), Josef Hagen (Valentin) und Heinrich Schönberg (Vogel) besetzt. Dirigent: H. W. Scheinberg. Für Montag, den 26., ist Salons „Jüdin“ angelegt.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Heute Sonntag, 7 Uhr Gastspiel Leopold Kramer: „Terezina“. Montag 7 1/2 Uhr, neueinstudiert: „Oberheizer“. Dienstag, 7 Uhr „Hoffmanns Erzählungen“. Mittwoch halb 8 Uhr: „Ester La Barre“. Donnerstag halb 8 Uhr, neueinstudiert: „Margarethe“. Freitag, halb 8 Uhr „Zwei glückliche Tage“. Samstag halb 8 Uhr „Dreimäderlhaus“. Sonntag halb 8 Uhr „Oberheizer“. Montag 7 Uhr, neueinstudiert: „Die Jüdin“.

Kleine Bühne. Sonntag Premiere „Der Floh im Ohr“. Montag „Die Glöze und der Subtopf“. Dienstag „Der Reusch im Käfig“. Mittwoch „Theodore u. Cie.“ Donnerstag „Der Floh im Ohr“. Freitag „Der Reckreißer“. Samstag „Theodore u. Cie.“ Sonntag „Theodore u. Cie.“ Montag Premiere „Die Durchgängerin“.

Herausgeber Dr. Ludwig Ege. Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Niehues. Druck: Deutsche Zeitungs-A.G., Prag. Für den Druck verantwortlich: D. Holl.

Aus der Partei.

Deutsche sozialdemokratische Bezirksorganisation Prag.

Am 28. und 29. Juli sind aus Rärnten 43 Kinder des Vereines „Kinderfreunde“ in Prag. Wir bitten alle Parteimitglieder, diesen Kindern für zwei Ueberrachtungen unentgeltliche Unterkunft zu gewähren.

Anmeldungen nimmt schon jetzt Genosse Sellmich, Prag II., Kelazanka 18-3, (Verwaltung des „Sozialdemokrat“) entgegen.

Die Bezirksleitung.

Jugendbewegung.

S. J. Prag, Mittwoch, den 21. Juli Spielabend im Freien. Zusammenkunft 18 Uhr in Zikob, Puzova st. erster Bahnhofsplatz.

Turnen und Sport.

Tschekoslowakische Fußballpolitik.

In der freitägigen Sitzung der C. S. A. F. sollte über das endgültige Schicksal des Goldpokals entschieden werden. Trotzdem der D.F.C. als regulärer Pokalsieger angesehen ist, da nach den Bestimmungen der C. S. A. F. unter den Turnierspielen ausgetragen wurden, bei Punktgleichheit (D. F. C. und Sparta je 4 Punkte) das bessere Torverhältnis entscheidend sein sollte (D. F. C. 5:3, Sparta jedoch 10:8), wurde dem D. F. C. der Pokal noch nicht zugesprochen. Es wurde vielmehr nach langen Debatten ein Antrag angenommen, laut welchem diese Bestimmungen Entscheidung durch das bessere Torverhältnis als nicht offiziell erklärt wurde. Ebenso wurde ein zweiter Antrag des Sekretärs Scheinost (Sparta) angenommen, wonach das Spiel D.F.C. - Sparta am 5. August zu wiederholen ist, da das feierliche Spiel 8 Minuten vor Ablauf der regulären Spielzeit abgebrochen wurde. Und zwar wird dieses Spiel am 5. August unter denselben Präpositionen ausgetragen werden, die man eine halbe Stunde früher als nicht offiziell erklärt hatte. Gewiß ein eigenartiger Vorgang!

Der D. F. C. wird sich ja wahrscheinlich entschließen, den Forderungsbefehl anzunehmen, weil ihm der Pokal zu teuer und die Einnahmen eines solchen Pokalspiels zu wichtig sind.

Pokal vom D.F.C. Prag hat einen Engagementsvertrag von F. C. Torino (Italien) erhalten. Der D.F.C. würde dadurch einen schweren Verlust erleiden, der nur durch die hohe Wette gemindert würde.

KAUFET NUR HIERIN HELLA ALLE DIE BESTEN

Maltose - China - Eisenwein mit Lecithin „Lecithinat Kolár“

wird auf Grund seines reichlichen Inhaltes an Nähr- und Heilstoffen in neuerer Zeit als ein ausserordentliches Mittel bei Erkrankungen von Darmtrakt, Tuberkulose, Skrophulose, Altersschwäche oder Art. Lrscblungen u. Appetitlosigkeit mit bestem Erfolg angewendet. — Widerstand gegen Infektionen, Appetitanregungen, Blutbildung und Gewichtszunahme dieses bewährten Kräftigungsmittels. An Mitglieder der Krankenkassen zum Verordnen zugelassen. — Erhältlich in allen Apotheken.

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines Selchwaren der Firma HEGNER & Co., PILSEN

Selchwaren der Fa. HEGNER & Co., PILSEN, SIND DIE ALLERBESTEN!

Pflege Cure Haare!



Fingis bewährtes, gef. gef. aus Kräutern erzautes Haarpflegemittel ist Lotion Corci-Adalberta gegen Haarausfall und Schuppen sowie für den Haarnuß u. Uerfrischung der Kerben. Flasche K 25.—, Corci-Adalberta Nr. 2 gegen grauwordendes und großes Haar. — Keine Farbe! Die grauen Haare bekommen wieder ihre urprüngl. Farbe! Flasche K 40.—, Corci-Adalberta Nr. 3. Kräuter-salbe auf trockene, brüchige und harte Haare, Tiegel K 15.—. Viele Verkaufsst. u. Danfungsabteile. — Zu schriftl. Adressen. — Uebersetzungen möge man eventuell ein Haarwörter zur Untersuchung beilegen. Uerzählungen in Haaranzuchtarbeiten gratis! Gegen Haarwörter, Prospekt und Uerzählungen gegen K 3.— In Spezialhandlungen am Lager und wo nicht liefert direkt u. Discret. Uerzählungen. Literar. Uerzählungen A. D., Prag-Umichov, Dvorskova 6, 1244. Die Haare der Uerzählungen sind wirklich 24. Uerzählungen lang, was die politische Uerzählungen beweist. In Uerzählungen amtlich beglaubigt hat. 42-48

Genossen! Ihr müßt un-
ausgeseht für
die Verbreitung unserer Zeitung agitieren-
Seht euch überall für unsere Parteipresse
ein. In das Heim des Arbeiters gehört die
Arbeiterpresse. Darum,
Genossen u. Genossinnen, **agitiert**

Der Film.

Ein tschechischer Werther-Film.

Daß gerade die Tschechen „Die Leiden des jungen Werthers“, den unselbstlichen Liebesroman des jungen Goethe, verfilmt haben, mutet genau so absurd an, als würde sich die Ufa als Fortschritt zu ihrem nächsten Film aus der böhmischen Geschichte das Zikla-Motiv wählen und die Hauptrolle von Jannings spielen lassen. Der zweite Einwurf ist der, daß doch der „Werther“ so unheimlich wie nur möglich ist und daß daher im günstigsten Falle nur ein sogenannter „literarischer Film“ entstehen konnte, das heißt eine Filmfassung, die nicht ein in sich abgeschlossenes, ursprüngliches Bildwerk darstellt, sondern mehr oder weniger nur eine Art Illustration der Vorlage ist. Und drittens könnte man einwenden, daß man den Film hätte nie von Anfangen verfertigen lassen sollen, denn mit einem so bekannten Stoff, wie der Werther entschieden einer ist, zu experimentieren, ist selbstverständlich gewagt, als sich an einem normalen, anspruchslosen Filmvorwurf zu versuchen.

Wer trotz aller Einwände und Bedenken kann man ruhig sagen, daß der vorgeführte Werther-Film einen verhältnismäßig günstigen Gesamteindruck hinterläßt, was man natürlich umso mehr anerkennen muß, will man nur halbwegs ein unbeeinflusstes und richtiges Urteil fällen. Der Gesamteindruck und der Film als solcher sind entschieden gut, wenn auch das Stück die Kenntnis der Vorlage als bekannt voraussetzt, was unbedingt ein schwerer Fehler ist, denn ein Film hat genau so wie jedes

andere Kunstwerk in sich abgeschlossen und ohne alle Vorkenntnisse verständlich zu sein.

Außer dem Operateur (Otto Heller) sind alle an dem Film beteiligten Personen Kenntlinge. Es ist daher leicht verständlich, daß die Gestalten des Filmes an einer gewissen Föhrtheit und Streiftigkeit leiden. Den Werther selbst spielt Milos Hajsky, der allerdings nicht den Werther vorstellt, wie wir ihn verstehen und haben wollen, sondern einen sentimentalischen Schwächling, den seine unentwickelte Zuneigung zu der Verlobten eines anderen leicht vergiftet und im Laufe der Zeit vermahnt. Es fehlt hier die innerliche Tragik, wie sie uns etwa Jannings im „Baricade“ zeigt, jene dunkle Schicksalsmacht, die unaufhaltsam aus der Seele des Föhlen quillt und ihn zu einem willenlosen Spielzeug einer höheren Gewalt macht. Man versteht den Werther des Herrn Hajsky, — weil man den Werther Goethes kennt. Lotte wird von Maria Waberova verkörpert, die nur einige glückliche Augenblicke hat und sich ansonsten ziemlich passiv verhält. Ihren Verlobten Reimer spielt Wladimir Zidlicky, auch eine etwas farblose Gestalt, die wenig Originalität zeigt. Dagegen sind die Nebenrollen schon besser besetzt, besonders zwei Epischengestalten verdienen unterstrichen zu werden. Die eine ist der Regenschori des Herrn Jan Razel, eine wirklich gelungene Rolle, und dann die zwei alten Bettlerinnen vor dem Kircheneingang, die besonders in jener Szene, da sie Werther als Trauungsgast erscheinen, eine bannende Wirkung auslösen. Auffallend sind auch die zwei Geschwister Lottes, ihre Schwester Zofie (Ella Passnerova) und ihr Bruder Maximilian (Ola Fars, ein Mädchen, was man abeigens auf den ersten Blick erkennt).

Für die Regie zeichnet der Hauptdarsteller Milos Hajsky mit Jifi Fiala für ein Erstlingswerk eine wirklich bemerkenswerte Leistung, denn die Technik des Filmes ist im allgemeinen gut zu nennen. Die Aufnahmen sind in Weizlar gemacht worden, ohne etwas besonderes zu bringen, die Innenaufnahmen sind stellenweise zu wenig durchdacht, so scheint z. B. die Trauung vor dem Mitternacht stattgefunden zu haben. Die Musikbegleitung schuf der Dirigent Stefan Sedba nach den Motiven der bekannten Werther-Oper von Jules Massenet.

Inhaltlich hält sich der Werther-Film in großen Zügen an seine klassische Vorlage, nur der Schluß ist verlängert und verwässert worden: Werther schießt sich im Anfang des fünften Aktes eine Kugel in den Kopf und stirbt erst am Ende des sechsten Aktes, nachdem er trotz seiner schweren Wunde fast genesen wäre. Aber wir vermiffen in dem Film etwas anderes. Warum hat man die so wunderfeine Poesie Goethes aus dem Film gestrichen? Wo sind die reizenden Szenen, welche Lotte inmitten ihrer geliebten Geschwister zeigen, wo sind die herrlichen Landschaftsbilder, die den unruhig umherziehenden Werther so entzückt und bezaubert haben, wo ist überhaupt die ganze hauchzarte Stimmung und Reinheit, die in Goethes Buch so art umhoben ist?

Der Werther-Film ist nicht für die breiten Massen bestimmt, kann aber einem gebildeten Feinschmecker gut gefallen, wenn er mit ein wenig Nachsicht das Bildwerk betrachtet wird. Der Film erscheint im Verleih des in Gründung begriffenen Fortuna-Filmes.

D. W. Schimbera.